

Intervall A

**Menschen werden schlecht und
schuldig, weil sie reden und handeln,
ohne die Folgen ihrer Worte und Taten
vorauszusehen.**

(Franz Kafka)

Sayu Answers

Dieser Traum, dieser scheinbar endlose Traum, der so real und greifbar wirkte, als sie im Koma gelegen hatte – so als hätte sie sich mit Unterbrechungen durch ein vergangenes Leben geträumt ...

Sie, das kleine Mädchen Sayumi, das zu Boden fiel und aufwachte als ein herangewachsenes Kind. Ein Kind, eingesperrt in einem Zimmer. Nur ab und zu durfte sie kurz an die frische, sich erlösend anfühlende Luft. Sie träumte in diesem Traum. Sie träumte von ihrer Mutter – und von ihrem Vater, der ihnen größtes Leid angetan hatte. Sie träumte von einem Mädchen, das ihre Schwester sein sollte. Ein kleines Mädchen, verzweifelt und ängstlich wie ein Kind, das man den schützenden Armen der Mutter entrissen hatte.

Sayumi konnte in diesem Traum beobachten, wie sie heranwuchs. Wie ihr Körper sich veränderte und allmählich fraulich wurde. Sie erinnerte sich an den dunklen Tunnel, durch den sie endlos lang gekrochen war, und wie ihr Körper wie von Geisterhand zu bluten begonnen hatte. Alles war voller Blut. Die Luft war stickig und der Boden schmierig von dem

Blut, das ihre Beine hinunterlief und sich überall unter ihr ausbreitete. In diesem Traum hatte sie solch unmenschliche Angst. Angst, zu verbluten, davor, dass man sie finden würde – und so geschah es dann auch.

Man fand sie und verhalf ihr zur Flucht. Es war eine vergebliche Flucht gewesen, die nicht bis zum Ende erfolgreich verlaufen sollte. Die Menschen waren intrigant und käuflich – intrigant, käuflich, korrupt und verlogen. Ja, in ihrem Traum waren sie es. Doch Sayumi glaubte nicht daran, dass die Menschen wirklich so schlimm waren wie in ihren Träumen.

Es kam immer wieder, dieses Gefühl, während ihres scheinbaren Komas, in dem sie sich befand – zu Zeiten, in denen alles schwarz war und sie nichts mehr erkennen konnte. So als würde sie aufhören zu träumen. Ja, sogar aufhören zu existieren. Dann, als ihre Träume wieder anfangen – mit einer gigantischen Lücke –, war das junge Mädchen gewachsen. Sie war größer geworden und lebte mit ihrem Vater glücklich in einem Mehrfamilienhaus, ohne ihre Mutter und ihre Schwester Joey. Ja, wo war Johanna in diesen Träumen? Es war, als hätte der Schreiber ihrer Träume sie einfach vergessen oder nicht für wichtig genug empfunden, als dass er weiter von ihr erzählen wollte.

Sayumi träumte von einer anderen Wahrheit. Einer Wahrheit, die hinter der ihr bekannten Wirklichkeit lag. Und diese Wahrheit führte sie in die wahren Abgründe der ausbrechenden Hölle, die sie selbst erschaffen hatte. An ein Ende, das auch allem anderen das unvermeidliche Ende eingebracht hatte. Ein Ende, das sie zurückführen sollte an ihren Anfang. Ein Kreis, der sich zu schließen versuchte. Doch war es nicht immer leicht, einen Anfang oder ein Ende zu finden, an das man anschließen konnte. Und somit sollte sich ihre erträumte Wirklichkeit verschieben und sie in einem Wirbel aus imaginärer Erinnerung zurück in die Realität werfen.

Sie erwachte aus ihrem Koma.

Nur noch eine Woche

Sayumi war froh, dass sie bald entlassen werden sollte. Sie hielt die Langeweile einfach nicht mehr aus, von der sie während ihres Krankenhausaufenthalts geplagt wurde. Vor drei Wochen war sie aus dem Koma aufgewacht und hatte das Gefühl, sich in vielen Dingen wieder ganz am Anfang zu befinden. Ihre Muskeln waren schwach geworden, während sie gelegen hatte. Ihr Magen war feste Nahrung nicht mehr

gewohnt und die Reize, die ihre Umwelt für sie bereithielt, waren einfach zu viel auf einmal für sie. Die ersten Tage konnte sie nur im Bett liegen bleiben und musste darauf warten, dass der nächste Termin für ihre Therapie kam, bei der ihre Muskeln wieder darauf trainiert wurden, miteinander und nicht gegeneinander zu arbeiten.

Immerhin hatten sie sie sofort in ein anderes Zimmer verlegt. Runter von der Intensivstation – in ein Zimmer in einem der oberen Stockwerke mit großen Fenstern für den Lichteinfall, mit einem weiten Blick über die Stadt. Sayu machte erstaunlich schnelle und große Fortschritte, die es ihr bald ermöglichten, mit einer Hand am Geländer durch die breiten, verzweigten Gänge im Krankenhaus zu gehen. Alles war besser, als liegen zu müssen.

Ihr Körper war zwar immer noch sehr kraftlos, doch jeden Schritt, den sie Tag für Tag mehr machen konnte, war ein riesiger Fortschritt für sie, auf den sie aufbauen konnte. Als es dann endlich so weit war, dass sie das Gebäude verlassen konnte, eröffnete sich die Welt vor ihren Augen wie ein neues Leben. Die Freiheit, die sie fühlte, als sie im grünen Garten hinter dem Krankenhaus umherstreifte, war so überwältigend,

so gigantisch für sie, dass sie sich nicht erinnern konnte, jemals etwas so intensiv empfunden zu haben.

Nun hatte sie nur noch eine Woche durchzuhalten. Eine Woche, dann würde sie endlich wieder zu ihren Eltern und ihrer Schwester nach Hause können. Einmal am Tag besuchten sie sie, aber das war nichts weiter als ein Tropfen kühlen Wassers auf den heißen Stein, der kurz darauf im Nichts verdunstete und keine Spur zurückließ. So als wäre er niemals dagewesen.

Heute ist ein besonders schöner Tag, dachte Sayumi, als sie wieder im Park auf einer Bank vor einem blühenden Rosenstrauch saß. Die Sonne strahlte und wärmte ihre weißen Kleider und ihre bleiche Haut. Sie lehnte sich zurück, schloss immer wieder langsam die Augen und genoss die wohlige Luft in tiefen Zügen. Die Vögel zwitscherten und die anderen Patienten unterhielten sich leise, um nicht andere zu stören.

Es war so schön, so harmonisch und so verrückt, wenn sie an den Traum aus ihrer komatösen Zeit dachte. Das hier war die Wirklichkeit, das und nichts anderes. Sayumi war sich dessen bewusst und es erfüllte sie mit einem Gefühl der Sorglosigkeit, das sich in ihrem Herzen ausbreitete. Sie freute sich darauf, endlich heimzukommen und endlich wieder in ihrem eigenen Bett zu schlafen.

Still saß Sayumi in der Kantine im Erdgeschoss des Krankenhauses. Das Essen war nicht das beste, doch war sie froh, nicht mehr auf den Fraß angewiesen zu sein, der ihr direkt am Bett verabreicht worden war.

Sie musste es langsam angehen, hatten sie ihr gesagt. Ihr Magen würde noch keine schwere Kost vertragen, redeten sie ihr ein.

Doch Sayumi war kurz davor gewesen, einen rebellierenden Magen zu riskieren, um nur endlich etwas Richtiges zwischen die Zähne zu bekommen. Dann kam die erlösende Aussage des zuständigen Arztes und sie durfte sich endlich zu den anderen Patienten mit in die Kantine setzen. Man, war das gut, endlich mal wieder Nudeln mit Soße essen zu dürfen. Okay, der Soße fehlte es ein wenig an Würze und das Fleisch, das anscheinend Mettbällchen darstellen sollte, war alles andere als bissfest gewesen. Doch das war ihr egal. Es war immer noch besser als langweilig schmeckende Suppe und klebriger Brei. Heute hatte sich Sayumi mal an einen der Hamburger gewagt und zur Vorsicht, da sie ja wusste, wie es in der Welt laufen würde, hatte sie gleich zwei bestellt. Mit irgendetwas musste sie ihren Magen ja füllen. Sie war überrascht darüber, wie saftig das

Fleisch und wie frisch die Gurken und der Salat doch tatsächlich schmeckten.

Hoch leben die Geschmacksverstärker!, dachte Sayumi und lächelte zufrieden über ihr Wissen von der geheimsten Wahrheit der Nahrungsmittelindustrie. Sayumi ließ sich Zeit bei ihren beiden Burgern und nach dem ersten konnte sie spüren, was der Arzt ihr gesagt hatte. Ihr Magen begann sich ein wenig gegen die feste Nahrung zu wehren und wollte ihr damit sagen: *Nein, nicht noch einen. Das ist zu viel!*

Sayumi dachte aber nicht daran aufzuhören. Sie griff sich den zweiten Burger, aus dessen Mitte die rote Soße heraustriefte, und biss genüsslich hinein. Langsam schritt die Zeit voran und die Kantine leerte sich allmählich. Immer mehr der Patienten verließen den großen Speiseraum und machten sich auf den Weg zurück in ihre Zimmer oder vielleicht auch nach draußen, um einen Verdauungsspaziergang zu machen. Es war immer gut, direkt zur Mittagszeit zum Essen zu kommen, da um diese Zeit die Auswahl an Gerichten am größten war. Leider musste man dann mit langen Wartezeiten an der Ausgabe rechnen und einige Zeit damit verbringen, einen freien Sitzplatz zu finden, wenn man nicht gerade neben irgendwelchen unangenehmen Gesellen sitzen wollte. Meist wartete Sayumi, bis einer der

Einzeltsche frei wurde. Sie stand dann so lange mit ihrem Tablett an der Seite und sah zu, wie ihr Essen langsam abkühlte.

Heute hatte sie Glück gehabt und war ziemlich früh aus ihrem Zimmer gekommen, um somit als eine der Ersten ihr Essen und einen Tisch zu bekommen. Als Sayu nun fertig war mit dem Essen, wischte sie vorsichtig die Lippen mit der grünen Serviette ab und faltete diese zusammen, um sie sorgfältig auf den leeren Teller zu legen. Still schaute sie sich um und beobachtete die wenigen Leute, die – ebenfalls mit leeren Tellern vor sich – noch an den Tischen saßen und die frisch aufgenommene Nahrung ein wenig sacken ließen.

Sayumi hatte ja nichts Besseres zu tun, also zählte sie die Leute, die noch immer mit ihr im Raum waren: *Eins, zwei, drei, vier, ... fünf* hatte Sayumi gezählt. Zur Kontrolle sah sie sich nun noch einmal um. *Eins, zwei, drei, vier ... vier?* Einer fehlte. Nicht dass es von besonders großer Bedeutung gewesen wäre, doch sie war sich sicher, eben noch einen Mann gesehen zu haben. Einen Mann mit bleicher Haut und strahlenden Augen, dessen Blick den ihren für einen kurzen Moment getroffen hatte. *Eins, zwei, drei, vier ... weg.* Sayumi schaute zu der gläsernen Flügeltür, die die Kantine mit dem Flur

verband. Ob er vielleicht genau in dem Moment den Raum verlassen hatte, als sie unachtsam weitergezählt hatte? Nein, das konnte nicht sein.

Es war total unwichtig, sagte sich Sayumi, und doch konnte sie die Gedanken nicht davon abwenden. Diese Augen, die so unnatürlich freundlich nach ihr blickten. Selten hatte sie so vertrauenswürdige Augen gesehen, und auch nur für den Bruchteil einer Sekunde. Leicht nervös durch das Verschwinden der Nummer Fünf stand sie nun auf und wollte den Raum ebenfalls verlassen.

„Entschuldigung?“

Sayumi erschrak plötzlich und drehte sich eilig um, als eine tiefe Männerstimme hinter ihr erklang. Sayumi richtete den Blick auf den Mann, der neben dem Tresen stand und gerade den großen Wagen für die leeren Tablettts und Teller wegfahren wollte.

„Ja?“, fragte Sayumi leise.

Der Mann deutete auf ihren Tisch.

„Bringen Sie bitte Ihr Tablett in die dafür vorgesehene Ablage?“

Sayumi war geschockt und zugleich erleichtert.

„Oh, ja, natürlich. Entschuldigung.“

Sayumi eilte zu ihrem Tisch zurück und griff sich das Tablett. Sie trug es zu dem Wagen, den der Mann gerade wegbringen wollte, und schob es eilig hinein.

„Es tut mir wirklich leid ...“

Sayumi merkte selbst gar nicht, wie verlegen sie war, dass sie sich so aufrichtig und übertrieben entschuldigte.

„Ist kein Problem. Vielen Dank!“

Scheppernd zog der Mitarbeiter der Kantine den Wagen nun aus dem Raum heraus durch eine Tür, die gegenüber dem Eingang gelegen war. Sayumi war total durcheinander, sodass sie den Mann, der sie beim Zählen betrachtet hatte und plötzlich verschwunden war, schon wieder vergessen hatte. Sie eilte beschämt aus der Kantine und stellte sich mit dem Rücken an die Wand neben den Kantineingang. Sie lehnte den Kopf zurück und fragte sich, was mit ihr los war. *Sie hatte das Geschirr vergessen, na und?* Ihr Herz donnerte wie ein Gewitter in ihrer Brust. Sie schluckte schwer und hatte das unguete Gefühl, als würde ihr Essen wieder nach oben treiben. Sayumi war schwindelig und sie sehnte sich nach frischer Luft.

Mit der Hand am Geländer stolperte sie langsam und nach Luft schnappend den Flur entlang zur Eingangshalle, um nach draußen auf den Vorhof zu kommen. Sie musste sich selbst so einen Schrecken eingejagt haben, dass ihr Magen zu explodieren drohte. Schnell atmend, aber doch zu wenig Sauerstoff bekommend, eilte sie weiter. Die Stimmen um sie herum wurden undeutlich und niemand schien sie zu beachten. *Warum konnte niemand sehen, dass es ihr schlecht ging? Konnten sie es nicht? Oder wollten sie es nicht?* Warum musste sie wieder an den Traum denken, der sie in der Zeit ihres Komas immer wieder heimgesucht hatte?

Die Einsamkeit, die sie umgab, schien sie nun wieder zu fühlen. Sie war den Menschen egal, ihre Gesundheit war ihnen egal. Sie war einfach da, um zu existieren, zu leben, um anderen Arbeit zu geben. Damit andere aus ihrem Leid Geld verdienen konnten.

Sayumi fühlte, wie die vordere Tür des Krankenhauses sich öffnete und wieder schloss, als weitere Menschen hereinkamen und hinausgingen. Ein angenehm kühler Stoß aus Luft wirbelte ihr ins Gesicht und drang in ihre Lunge. Das waren die Momente, in denen sie fühlen konnte, dass ihr Körper wirklich Sauerstoff zum Atmen bekam. *Warum bemerkte sie niemand?*

Warum wollte ihr keiner helfen? Sahen sie denn nicht mit ihren leeren, starrenden Augen, dass es ihr nicht gut ging?

Sie erreichte die Eingangshalle und stolperte schlingernd zwischen den Menschen hindurch, die sich nicht die Mühe machten, einen Schritt beiseite zu treten oder sie gar festzuhalten. Es schien wirklich, als wäre sie in der Welt der Umstehenden nicht existent. Sayumi streckte die Arme nach vorn und drückte die Tür nach außen hin auf. Erfrischend kalt umgab sie die Luft, frei vom typischen Krankenhausgeruch. Sie lehnte sich über einen metallenen Mülleimer, der inmitten des Vorplatzes stand. Sie beugte sich hinüber und keuchte angestrengt. *Was ist denn nur plötzlich mit mir los?*, fragte sie sich, während sie zu husten und zu spucken begann. Brennende Galle kam ihr hoch und sorgte für ein unangenehmes, ziehendes Gefühl im Hals.

„Ich will nach Hause“, winselte Sayumi leise.

Sie hatte Angst, dieser Anfall könnte verhindern, dass sie diese Woche noch heim zu ihren Eltern kam.

Es ist bestimmt nichts ..., begann sie sich einzureden.

Bestimmt hatte sie das Essen einfach nur nicht vertragen.

Ja genau. Das muss es sein.

Sayumi begann ruhiger zu werden und konnte den Husten unterdrücken, um nun tief durchzuatmen. Sie stellte sich aufrecht hin und legte den Kopf ein wenig zurück. Doch ließ sie beide Hände an die Seiten des Abfalleimers, der ihr Stabilität geben sollte, gekrallt.

„Bist du Sayumi?“

„Was?“

Sayumi drehte sich eilig, aber dennoch vorsichtig zu der Stimme um. Verwundert kniff sie die Augen zusammen. Sie stand nicht mehr vor dem Krankenhaus. Sie war auf der anderen Seite – inmitten der Parkanlagen mit der grünen Wiese, dem kleinen Bach, der in einen Teich mündete, und den grün bewachsenen Pavillons mit den Sitzbänken darunter. Die Sonne stand hoch, was die Mittagszeit bestätigte. Die Stimme, die nach ihrem Namen fragte, kam von einem Mann, der auf der gegenüberliegenden Seite des kleinen Baches stand.

„Bist du Sayumi?“, fragte er wieder.

Sayumi erkannte den Mann. Er war es gewesen, der ihr in der Kantine so einen unnatürlichen Schrecken eingejagt hatte. Freundlich und durchschnittlich gut gekleidet stand er da und

blickte in ihre Richtung. Er bewegte sich nicht und stellte nur immer wieder diese monoton klingende Frage:

„Bist du Sayumi?“

Freundlich war die Stimme, aber monoton, und sie machte ihr Angst. Sayumi machte vorsichtig einen Schritt zurück und sie erwartete nun, mit dem Rücken gegen den Mülleimer zu stoßen, an dem sie sich noch eben festgehalten hatte.

„Aua!“

Irgendetwas Stumpfes drückte sich ihr in den Rücken direkt über ihrem Steißbein. Es war nicht der Papierkorb, dessen war sie sich bewusst. Sollte sie den Mann nun aus den Augen lassen, der sie so eindringlich beobachtete? Sollte sie nachsehen, was gegen ihren Rücken gestoßen hatte? Etwas war hier ganz und gar nicht richtig. Ein sich eilig wiederholender Klang ertönte hinter ihr. Eilig und keuchend wie ein unnatürlich hastiger Atem. Sayumi bekam es nun wirklich mit der Angst zu tun und wirbelte herum, um hinter sich zu blicken.

Das Erste, was sie sah, war ein Schock für sie, der ihr Herz bis unter ihren Hals zum Schlagen brachte. Tropfender Schleim, endlos lange, spitze Zähne, tiefe, braune Augen, aus denen sie

nicht lesen konnte, und schwarzes Haar, wohin sie auch blickte. Sayumi wollte aufschreien vor Schreck, doch konnte sie nicht. Sie wusste nicht, wie sie reagieren sollte, als sie vor sich den großen, schwarzen Hund erblickte. Er war wirklich verdammt groß. Sein Kopf reichte ihr bestimmt bis knapp unter die Brust und seine spitzen Zähne waren so lang wie ihr kleiner Finger. Ein unwirkliches, monströses Bild ergab sich ihr. Der dickflüssige Speichel lief ihm in schweren Fäden aus dem Maul, das schwarze, lange Fell schimmerte im Sonnenlicht und die großen, dunklen Augen schienen ihre Gedanken lesen zu können. Jedenfalls besser, als sie es selbst konnte. *Musste sie sich fürchten? Sollte sie versuchen davonzulaufen? Wo kam er denn nun so plötzlich her? Und war er aggressiv oder einfach nur neugierig?*

Sie hatte keine Ahnung von Hunden, also konnte sie sein Verhalten auch nicht wirklich deuten. *Welches Verhalten eigentlich?* Er stand einfach nur da, mit halb offenem Maul, und blickte in ihr Gesicht. Sayumi dachte sich, es wäre das Beste, sich langsam, aber sicher zu entfernen. Doch der fremde Mann hinter ihr – *war er noch da?* Nach ihrem Namen fragte er jedenfalls nicht mehr.

Sayumi begann zu schwitzen und ihre Kleider klebten unangenehm kalt auf ihrer Haut, als ein leichter Wind aufkam und sie zum Zittern brachte. Der Speichel des Hundes wurde durch den Wind zur Seite gezogen und verteilte sich überall Bahnen ziehend auf dem Rasen. Sayumi machte einen Schritt zurück, ohne sich umzusehen. Einige Meter sollte sie noch haben, bevor sie rücklings in den kleinen Bach stürzen würde. Die Vorstellung, sie würde nun durch ihre eigene Tollpatschigkeit und Leichtsinnigkeit in das Wasser fallen, worauf der riesige, schwarze Hund aufgescheucht nach ihr schnappen und sie im kalten Nass zerreißen und töten würde, ließ Panik in ihr aufsteigen. Panik wie aus ihrem endlosen Traum, den sie im Koma gehabt hatte. Der Hund setzte ihr zögerlich nach. Er machte mit seinen riesigen Pranken einen Schritt nach vorn und verkleinerte wieder den Abstand.

„Hilfe?“, fragte Sayumi leise durch den leeren Park, in dem sich außer ihr keine Menschenseele aufhielt.

„Hallo?“

Niemand war da, um sie zu hören und ihr dabei zu helfen, diesen Hund abzulenken, damit sie sich in Sicherheit begeben konnte. Hilfesuchend drehte sie sich um, um nach dem fremden Mann zu schauen, der immer und immer wieder nach

ihrem Namen gefragt hatte. Hastig drehte sie sich einmal ganz herum, um festzustellen, dass er verschwunden war. Wieder blickte sie zurück zu dem schwarzen Geschöpf, das weiterhin sabbernd und regungslos vor ihr stand. Sie schaute sich weiter um – immer schneller – und hielt daraufhin wieder den Blick auf den Hund gerichtet. Der fremde Mann, der ihr so unheimlich vertraut vorgekommen war, war tatsächlich wieder verschwunden.

Dann geschah das, womit Sayumi am allerwenigsten gerechnet hatte. Der riesige Hund legte den Kopf schief und hörte sofort auf damit, den Speichel über dem Boden zu verteilen. Er schien sie fragen zu wollen: *Willst du meine Freundin sein?*

Sayumi war verwirrt über die plötzlich veränderte Mimik des Tieres und zugleich musste sie irgendwie anfangen zu lachen. Sie hatte das Bedürfnis, einfach herzhaft loszulachen, als in ihrem Körper die Glückshormone versprüht wurden. Sayumi lachte und der Hund sah sie weiter fragend an. Es kam ihr auf einmal alles so lustig und verrückt vor. Würde sie jemand sehen, dann machte sie sicherlich den Anschein, als hätte sie nicht mehr alle Tassen im Schrank. Sie konnte nicht aufhören zu lachen und musste sich die Hände an den Bauch halten, um nicht zusammenzubrechen. Sie konnte einfach nicht mehr und

sackte weiter lachend auf die Knie. Ihr traten die Tränen in die Augen vor Freude über diese verdrehte Situation. War sie jemals so glücklich gewesen wie in diesem Augenblick? Sie wusste es nicht.

Der Hund schien zu verstehen und machte einen Satz in ihre Richtung, um sie zu Boden zu werfen. Auf dem Rücken liegend lachte Sayumi immer weiter, und auch als der Hund anfang, ihr Gesicht mit dem klebrigen Speichel seiner Zunge zu bedecken, konnte sie nicht aufhören. Halbherzig versuchte sie, mit ihren kleinen Händen den großen Kopf des Hundes wegzustoßen. Doch selbst wenn sie sich mehr Mühe gegeben hätte, wäre dieser Versuch sicherlich nicht von Erfolg gekrönt gewesen. Sayumi lachte immer noch und der dicke Speichel bedeckte ihr ganzes Gesicht so sehr, dass sie ihre Augen schließen musste.

Sie hatte die Augen geschlossen, um sie kurz darauf wieder zu öffnen, als das Gefühl des Speichels unangenehm nass wurde – sie fuchtelte mit ihren Händen und versuchte sich zu befreien. Ein lautes Aufheulen riss sie zurück in die Wirklichkeit. Sayumi wachte auf. In ihrem eigenen Bett.

Etwas Großes sprang von der Bettkante und huschte eilig aus ihrem Zimmer. Sayumi wischte sich klebrigen Schleim aus dem Gesicht und versuchte sich aufzusetzen und umzusehen. Sie trug noch immer ihre zerrissene Schuluniform und ihre Haare waren so zerzaust wie vorher. *Wie lange hatte sie geschlafen?* Von draußen schien die Sonne in ihr Zimmer. Das Fenster war wie der Rest ihres Zimmers mit einer dicken Schmutzschicht bedeckt. Die Wände waren mit dunklen Flecken übersät und das Bett, auf dem sie aufgewacht war, war klamm und unangenehm kalt. Einzig eine dünne, dunkelgrüne Decke hatte ihr ein wenig Wärme gegeben. *Doch woher hatte sie diese?* Das wusste sie nicht. Sayumi konnte im Augenwinkel noch sehen, wie etwas über den Flur huschte und daraufhin die Treppe hinunterstürzte.

„Hallo? Ist da jemand?“

Keine Antwort. Sayumi wischte sich nun mit dem Handrücken den widerlichen Schleim aus dem Gesicht. Zäh und unangenehm war er auf ihrer Haut und schmeckte bitter auf ihrer Zunge. Sayumi setzte sich an die Bettkante und blickte neben sich auf den schmutzigen Wecker, der ihr sicherlich einmal die Uhrzeit angezeigt hatte. Doch Strom schien es hier nicht mehr zu geben. Das einzige Licht war das natürliche, das

von außen zu ihr hereindrang. Die Luft war unangenehm und es roch nach Schimmel und Nässe.

Sayumi versuchte sich zu erinnern, wie es dazu gekommen war, dass sie sich in das Bett gelegt hatte – in ihr Bett. Ihr altes Bett, in dem sie als kleines Mädchen immer geschlafen hatte. Als die Erinnerungen an die Vorkommnisse der nahen Vergangenheit wieder in ihr Gedächtnis drangen, beschloss sie, sich nicht erinnern zu wollen. Erst einmal galt es, sich selbst zu sammeln und zu schauen, wie es wirklich aussah. *Vielleicht war ja auch das alles nur ein Traum gewesen? Ein Traum von einem Traum in einem Traum über einen Traum oder so.* Sayumi wusste es nicht und beschloss, das schmutzige Zimmer und vielleicht auch das Haus ihres Ursprungs zu verlassen.

Schritte zurück ins Diesseits

Sayumi stand vorsichtig auf und der Boden schmatzte feucht unter ihren Füßen. Angewidert zuckte sie zusammen, als ihre Füße in dem dicken, schmierigen Teppich versanken. Instinktiv schaute sie sich wieder um und erblickte auf dem fleckigen Nachttisch neben dem Kopfende die Tasche, die sie bis hierhin begleitet hatte.

„Luma ...“, flüsterte sie und griff nach der Tasche, die sie ihrer Freundin geschenkt hatte.

Sie überprüfte den Gurt und schaute noch einmal genauer auf die Stelle, wo er leicht eingerissen worden war, und zog daran.

Sollte noch etwas halten ..., dachte sie und stülpte sich den Gurt über den Kopf.

Sayumi wandte sich dem beschlagenen, weißlichen Fenster an der der Tür gegenüberliegenden Wand zu. Sie wollte heraus schauen, um zu sehen, wie es draußen aussah. *Wie spät war es? Welches Datum war heute? War es ein Traum oder war sie bei vollem Bewusstsein? Konnte man sich dessen überhaupt jemals wirklich sicher sein?* Die Einsamkeit zwang einem seltsame Gedanken auf. Alles war so surreal, so verdreht. Es war einfach alles so verdammt unwirklich.

Sayumi rieb mit der Hand über das kalte Glas. Auch dieses war feucht und irgendwie nass klebrig, doch wollte sie unbedingt sehen, was sich hinter dem weißen Schleier befand. Der dichte Belag ließ sich nicht entfernen, nicht abreiben und auch nicht mit den Fingernägeln abkratzen. Es war, als wäre die Scheibe aus Milchglas, und auch das machte Sayumi stutzig. *Was war hier verdammt noch einmal los?* Sie rieb immer kräftiger und

ruckartiger an der Scheibe, doch es war keinerlei Erfolg in Sicht. Der Durchblick sollte ihr verwehrt bleiben.

Nun drängte der beißende Geruch der Fäulnis Sayumi dazu, sich weiter im Haus umzuschauen, und so trat sie aus dem Zimmer im Obergeschoss heraus.

Tap, tap, tap, tap, tap.

Was war das?

Sayumi stürmte ein paar Schritte voran und lehnte sich über das hölzerne Treppengeländer, das hinunter in das Erdgeschoss führte. Sie erinnerte sich. Im Erdgeschoss befanden sich die Küche und das große Wohnzimmer. Etwas huschte unten außerhalb ihres Blickfelds vorbei und hinterließ dabei klappernde und kratzende Geräusche auf den schmutzigen Bodenfliesen.

„Wer ist denn da?“, rief Sayumi vorsichtig hinunter und krallte sich mit einer Hand am Geländer und der anderen an der Tasche fest, die über ihrer Schulter hing.

Ein Klirren ließ sie zurückspringen und mit dem Rücken gegen die schimmelige Wand stoßen.

Was ist denn das?

Sayumi bemühte sich, nicht aufzuschreien, und versuchte sich möglichst leise zu verhalten, als sie sich wieder näher an die Stufen der Treppe und an das Geländer heranwagte. Auf der anderen Seite der Treppe befanden sich zwei geschlossene Türen, doch ihre Angst vor dem, was unten auf sie lauerte, war stärker als die Neugier darauf, wie das Gästezimmer und das Zimmer ihrer Schwester Joey wohl nun aussehen würden.

Bewusst am äußersten Rand der Treppe gehend machte sie den ersten Schritt auf die erste Stufe. Die Treppe war aus Holz und am Rand würde sie weniger Geräusche machen durch ihr Gewicht und den Zustand, den die Stufen über die Jahre hinweg erhalten hatten. Schritt für Schritt strich Sayumi mit dem Rücken am Geländer nach unten und versuchte, sich so gut es ging im Schatten zu verbergen. Nach dem ersten Drittel kniete sie sich vorsichtig hin und blickte hinab in den sich vor ihr erstreckenden Flur. Ein knackendes Geräusch, so als wenn etwas zerbräche, ertönte von der halb geöffneten Tür zum Wohnzimmer her. Wieder zuckte das Mädchen auf der Treppe zusammen und machte sicherheitshalber einen Schritt zurück. In diesem Moment verfluchte sie sich dafür, dass sie nicht bereits irgendetwas an sich genommen hatte, das sich als provisorische Waffe geeignet hätte. Sollte sie noch einmal

zurück nach oben schleichen? Es war wirklich anstrengend, sich lautlos zu bewegen, aber war es wohl das Beste.

Krack.

Schon wieder ertönte dieses knackende Geräusch. Ein Knacken und Splintern wie von dünnem Holz, das mit den Händen über dem Knie zerbrochen wurde.

Krack, Knack.

Das Knacken ertönte nun immer häufiger und lauter. Jemand oder auch etwas schien unzählige kleine Holzstäbe oder gar Bretter zu zerbrechen. Begleitet wurde dieses Knacken von einem tiefen, brummenden Geräusch. Ja, als ein Brummen war es am ehesten zu beschreiben. Sayumi fasste sich ein Herz und machte, in der Hocke bleibend, ihren ersten Schritt wieder nach oben – zurück in die Dunkelheit des Flures im Obergeschoss. Vielleicht gab es ja auch einen anderen Weg, um nach draußen zu kommen. Sayumi musste sich ranhalten, denn langsam spürte sie, wie sie einen Krampf in ihrem linken Bein bekam. Es war unheimlich belastend, so in der Hocke die Treppe hinaufzuklettern und dabei auch noch geräuschlos zu bleiben.

Nicht das ... Bitte nicht jetzt.

Sayumi eilte, so gut sie konnte, wieder nach oben, und als sie das oberste Ende erreicht hatte, hörten das eben noch durchgängige Knacken und Brummen ruckartig auf. Einen Augenblick lang war es still, doch dann begann das Klackern wieder von vorn. *Waren es vielleicht Klauen?* Sayumi wurde übel und gegen den Krampf kämpfend eilte sie die letzte Stufe hinauf, um sich daraufhin geradewegs aufrecht und gestreckt hinzustellen – mit dem Rücken an die Wand gelehnt –, um dem Schmerz in ihrem Bein entgegenzuwirken. Die Zähne zusammengebissen stand sie nun da, ohne sich bewegen zu können. Das Klackern schien näherzukommen. Hin zur Treppe, die nach oben führte. *Näher in ihre Richtung.*

Panisch schaute sie sich nach einem Gegenstand um, mit dem sie sich verteidigen konnte. Das Klacken kam näher und ein tiefes, raunendes Knurren dröhnte in der ansonsten allgegenwärtigen Stille. Sayumi achtete nicht auf die geöffnete Zimmertür, die in ihr Zimmer führte, sondern hastete mit schmerzdem Bein auf die gegenüberliegende Seite des Flurs. Das Etwas polterte die Treppe herauf, aber Sayumi würdigte es keines Blickes. Sie eilte auf die linke der beiden Türen zu und stieß sie auf, während sie die Klinke hinunterdrückte. Ohne darauf zu achten, in welchem Raum sie sich befand, versuchte sie, die Tür hinter sich zuzuschlagen.

Das Poltern kam näher. Nun war es oben angelangt. Die Tür schlug zu, doch zu ihrem Schrecken rastete sie nicht im dafür vorgesehenen Schloss ein, sondern sprang wie von Geisterhand durch den Aufprall wieder auf. Sie donnerte gegen einen Schrank, der ihrer Klinke im Weg stand und vom Metall eine tiefe Kerbe in die Oberfläche geschlagen bekam. Sayumi wollte nicht sehen, was da kam. Sie wollte weg, einfach weg. Sie sprang zum Fenster und versuchte es zu öffnen, während sie den heißen Atem der *Bestie*, wie sie sie im Kopf nannte, hinter sich im Flur hören konnte. Sie riss und drückte an dem Griff herum, der das Fenster zum Öffnen bewegen sollte. Doch es bewegte sich nicht. Auch dieses Fenster war unnatürlich dicht beschlagen und milchig, und es ließ sich nichts machen, dass der undurchdringliche Schleier verschwand.

„Hilfee! ... Ist da jemand?“

Sayumi war in Panik geraten, denn sie wusste in diesen Augenblicken nicht, was sie tun sollte. Sie hämmerte wie wild gegen die Scheibe und der ungewisse, brummende Schatten verlangte in ihrer durchgedrehten Fantasie nach ihrem Leben.

„Hallooo? Hilfee!“

Sayumi kreischte schrill vor Angst – solange, bis sie keine Kraft mehr in ihren Lungen hatte. Dann stieß sie mit der Stirn

leicht gegen das eisige Glas, drehte sich um und ließ sich zu Boden sinken. Dorthin, wo sie sich ihrem Schicksal ergeben wollte. Sie hielt die Augen geschlossen, doch als sie fühlte, dass nichts passierte, öffnete sie sie wieder.

„Du?“, fragte sie.

Verwischte Realität

Sayumi fühlte sich wieder zurück in den Traum versetzt. Der Traum nach der Wirklichkeit. Zusammengekauert hockte sie nun mit dem Rücken an die Wand gelehnt unter dem Fenster und blickte tief in die braunen Augen, die ihr nur allzu bekannt vorkamen. Die ihr riesig erscheinenden Hauer schimmerten im schwachen Schein, der durch das Fenster drang. Der gigantische schwarze Hund war ihr aus dem Traum heraus in die Wirklichkeit gefolgt. Er stand vor ihr und überragte sie in dieser Haltung ohne Probleme. Wie sie da so hockte und nicht wusste, ob sie sich noch immer in ihrem Traum befand oder bereits aufgewacht war.

Der heiße Atem des Tieres erreichte sie über die Distanz, die zwischen ihnen lag, und fühlte sich unnatürlich faulig auf ihrer Haut an. *Woher war er gekommen? Warum folgte er ihr? Und*

wie hatte er die Barriere zwischen Traum und Realität überwunden? Oder war ihr Traum einfach nur inspiriert gewesen von dem, was sie im Halbschlaf um sich herum erlebt hatte? Aus welchem Grund auch immer verließ Sayumi die Angst in diesem Moment und sie schaffte es, sich selbst zum Aufstehen zu treiben. Noch immer schmerzte ihr Bein ein wenig durch den Krampf, den sie auf der Treppenstufe bekommen hatte, doch war es auszuhalten. Sie hatte bereits schlimmere Schmerzen ertragen müssen. Vorsichtig oder vielleicht auch leichtsinnig streckte sie dem hechelnden Tier ihren dünnen Arm entgegen, worauf es mit einem vorsichtigen Schritt zurück in Richtung der Tür reagierte.

„Schhhhhhh, du musst keine Angst haben“, sagte sie, ohne wirklich bewusst darüber nachzudenken.

Für sie war die einzige Chance, hier lebend herauszukommen, sich das Monster zum Freund zu machen. Oder ihm wenigstens keinen Anlass zu geben, sie anzugreifen.

„Komm her.“

Sayumi hielt ihre Stimme bewusst leise und beinahe flüsternd bedeckt, während sie einen Schritt auf das große Tier zu machte. Mit jedem Schritt, den der Hund von ihr weg machte, fühlte sie sich ein wenig sicherer und überlegener. Anscheinend

wollte er ihr wirklich nichts Böses. Während sie sich so gegenüberstanden – Sayumi mit dem ausgestreckten Arm und der unbekannte Hund, der sie aus dem Stand heraus locker über dem Nabel auf den Bauch küssen könnte –, betrachtete sie die Präsenz des Tieres. Die Pranken, die ihm einen sicheren Stand gaben und von scharfen Klauen durchzogen waren, hatten eine Größe, die beinahe die ihrer geballten Faust erreichte. Die Zähne waren nach ihrem Empfinden sicherlich fünf Zentimeter lang. Vielleicht spielte ihr ihre Wahrnehmung wieder einmal einen Streich. Das Fell des Hundes war tiefschwarz und glänzte sauber.

Sieht nicht wirklich nach einem Streuner aus ..., dachte Sayu und versuchte zu erkennen, ob in dem kurzen Fell so etwas wie ein Halsband zu erblicken war.

Nichts.

Entweder hatte er sich selbst davon befreit oder er gehörte niemandem. War das denn auch wichtig?

Nein!, beschloss Sayumi und machte nun eiliger, aber noch immer vorsichtig einige Schritte auf ihn zu. Neugierig fixierte er Sayumis Hand, die sich seinem großen Kopf näherte und sich dann zwischen seinen Ohren flach geöffnet auf diesen legte. Das Fell fühlte sich angenehm weich und warm an. Der

Hund rührte sich nicht, sondern wartete offenbar voller Neugier auf das, was sie als Nächstes tun würde. Bedacht darauf, keine ruckartige Bewegung zu machen, begann Sayu damit, dem Tier über den Kopf und den kräftigen Hals zu streicheln.

„Du bist ja wirklich ein ganz Lieber“, sagte Sayumi lächelnd.

„So wie du aussiehst, hätte ich mit allem gerechnet, aber nicht damit.“

Als ob der Hund sie verstand – vielleicht reagierte er auch einfach nur auf ihre beruhigende Stimme –, begann er vergnügt mit der Rute nach links und rechts zu wedeln. Nun war Sayumis Angst verflogen und sie kniete sich lächelnd vor ihren neuen Bekannten, um ihn mit beiden Händen zu streicheln.

„Du bist verdammt groß“, sagte sie und musste lachen, als sie auf Knien kaum über ihn hinwegblicken konnte. „Wo kommst du eigentlich her und was machst du hier?“

Natürlich gab ihr der Hund keine Antwort. *Oder?* Wie auf Kommando drehte das Tier sich um die eigene Achse, wirbelte herum zur Tür, stürmte hinaus und polternd die Treppe hinunter.

„Hey ...“, rief Sayumi, „wo willst du denn hin?“

Ohne eine Antwort zu bekommen, sprang sie auf und stürmte ihm nach. Sie eilte aus dem Zimmer und hielt sich am Rahmen der Tür fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, während sie einen Haken schlug und sich gegen das Treppengeländer warf. Polternd und den Schmerz unter ihren Füßen ignorierend trampelte sie die Stufen herab. *Wo war er?*

Unten angekommen blieb sie auf dem kalten, gefliesten Boden stehen und hielt noch mit einer Hand das untere Ende des Geländers fest, während sie sich im Flur umsah. Die ehemals weiß gestrichenen Wände hatten ihre Sauberkeit verloren und waren dunkelgrau angelaufen durch die Feuchtigkeit der Witterung. An vielen Stellen hatten sich die Tapeten von der Wand gelöst und hingen eingerissen in den Raum hinein. Sayu sah Bilderrahmen an den Wänden, mit eingeschlagenen Gläsern und ohne die dazugehörigen Fotos. Instinktiv blickte sie zu Boden und entdeckte die fehlenden Glasscherben auf den Fliesen verteilt.

Nun bloß nicht hineintreten ...

Sayumi lauschte, um herauszufinden, wohin denn der Hund gelaufen sein konnte.

Knacks.

Sayu zuckte zusammen, als das knackende Brechen so nah hinter ihr ertönte. Sie schaute sich um und erkannte einen sich bewegendem Schatten im Wohnzimmer. Ja, an die Räumlichkeiten konnte sie sich erinnern, als hätte sie gestern noch hier gewohnt. Gewarnt durch die zerbrochenen Gläser an der Wand richtete sie ihren Blick immer wieder nach unten, um sich nicht leichtsinnig zu verletzen.

Sie hatte nicht das Bedürfnis, eine Infektion oder eine Blutvergiftung zu bekommen. Wer wusste schon, wie lange es dauern würde, bis sie einen Arzt finden oder überhaupt ansatzweise eine medizinische Versorgung erhalten würde? Langsam folgte sie dem sich wiederholenden, brechenden Geräusch und blinzelte, als das grelle Sonnenlicht das Wohnzimmer erhellte, in das sie nun hineintrat. Die Fenster waren zerbrochen und die zu großen Teilen zerrissenen Gardinen wehten ungehalten sanft im sachten Wind. Der Wind war schwach. So schwach, dass sie im Flur nicht daran gedacht hätte, dass irgendwo eine Tür aufstehen oder gar ein Fenster zerbrochen sein könnte.

Die ursprüngliche Farbe des Sofas war nicht mehr zu erkennen und einzig ein feuchtes Braun zierte den ehemals sicherlich bequemen Stoff. In diesem Raum war die Luft nicht so streng

und beißend wie in den anderen Zimmern. Aber durch den unfreiwilligen Durchzug war das ja auch nicht weiter verwunderlich. Ein großer Wohnzimmerschrank an der Wand zu ihrer Linken war auf der einen Seite zusammengebrochen und die Bretter der Regale lagen verteilt vor ihm auf dem Boden. Es war etwas kühl und Sayumi fröstelte es ein wenig, sodass sie die Arme verschränkte und zum Aufwärmen ihre Oberarme massierte.

Krach, Knack.

Ihr Blick folgte dem Geräusch nach rechts und sie sah, wie der große Hund in der Ecke des Zimmers mit der Schnauze in einem großen Haufen alter Hölzer steckte und diese zerbiss. Die Hölzer waren braun und schwarz gefärbt und durch die Feuchtigkeit schon spröde geworden. Sie hatten unterschiedliche Längen und abstrakte Formen. Rund und lang, gebogen und spitz. *Moment! Hölzer? Das waren keine Hölzer!*, wurde Sayumi in diesem Augenblick bewusst. Sie schaute genauer hin, und bevor in ihr die Übelkeit aufstieg, wurde ihr klar, dass es Knochen waren. Verwitterte, alte Knochen ohne Fleisch und Haut. Und das große Tier spielte damit, als wäre es nichts. Laut zersplitterten die Knochen zwischen den kräftigen Kiefern des Hundes. Sayumi wich angewidert ein Stück

zurück. Der Größe nach zu urteilen mussten sie von einem großen Tier stammen. Von einem großen Tier *oder* – Sayumi wollte sich das nicht ausmalen, doch war es für sie erschreckenderweise am logischsten – ... *oder von einem Menschen*. Furcht, Ekel und Neugier waren die Gefühle, die sich in ihr abwechselten.

„Los, weg da! Hau ab!“

Sayumi fuchtelte mit den Armen und ging auf den Hund zu, der mit dem Rücken zu ihr stand.

„Hau ab ... Verschwinde!“

Sayumi schob das große Tier beiseite, ohne daran zu denken, dass sie ihn damit reizen und er ihr womöglich eine Hand abbeißen könnte. Doch der Hund ließ sich zwar zögerlich, aber ohne größeren Widerstand beiseiteschieben. Das Tier trat zur Seite und blickte abwechselnd auf den Haufen von Knochen und auf Sayumi, die sich nun mit einem säuerlichen Gefühl im Mund nach vorn beugte, um den Haufen näher zu begutachten. Sie traute sich nicht, auch nur mit einer Fingerspitze einen von den alten Knochen zu berühren, und so tastete sie den surrealistisch anmutenden Haufen nur mit den Augen ab. Sie wollte sich vergewissern, ob es sich tatsächlich um Menschknöchel handelte, und war daran interessiert, wer es

gewesen war. Warum war er oder sie hier in diesem Zimmer gestorben?

Sie konnte die Rippen erkennen, die zum Teil noch in voller Länge wie Klauen gebogen nach oben hervorragten. Beine und Arme konnte sie nicht entdecken, aber dann sah sie unter einem Fetzen von Stoff etwas, das wie tiefe, große Augenhöhlen zu ihr hinaufstarrte. Sie zuckte zusammen, als sie den Schädel dort liegen sah, denn es machte für sie nur mehr als deutlich, was dort vor ihr auf dem Teppich verteilt lag. Sayumi musste gegen den Schwindel ankämpfen und dagegen, nicht nach hinten zu fallen.

Sie blickte zu dem schwarzen Hund, der sich von ihr abgewandt hatte und das Zimmer nach neuen interessanten Dingen durchstöberte. Schnaubend schnüffelte er in den Ecken und unter den maroden Möbeln. Böse konnte Sayu dem Hund natürlich nicht sein und sie glaubte auch nicht daran, dass er für den Tod dieses Menschen verantwortlich war. Wenn sie so sah, wie wenig von ihm noch übrig geblieben war, musste er nun schon Jahre hier liegen. Aber genau konnte sie das nicht sagen. Sie war nie wirklich gut in solchen Sachen gewesen. Mit noch immer zitternden Fingern griff sie nach dem Stoff, der den Schädel bedeckte, und zog daran. Als würde er es verhindern

wollen, ließ er sich aber nicht so einfach hervorziehen. Der Fetzen klemmte unter dem Gewicht der wider Erwarten doch ganz schön schweren Knochen fest. Das klappernde Geräusch, das die Knochen verursachten, als Sayumi nun mit größter Anstrengung an dem Objekt ihrer Begierde zog, ließ ihr den Raum noch kälter vorkommen.

Ein widerliches Geräusch ..., dachte sie und dann, während sie ihr Gesicht abwandte, riss sie ruckartig an dem Stoff und die Knochen, die darüber lagen, sprangen wie aus eigener Kraft an ihre Hand und ihren Arm. Erschrocken machte Sayumi einen Satz zurück, stellte sich auf und drehte sich von den Überresten weg. Der Hund schenkte ihr wieder seine Aufmerksamkeit, als er das Klappern der Knochen vernahm und den ruckartigen Sprung des Mädchens, das sich mit ihm im Raum befand.

Sayumi stand regungslos und angewidert im Zimmer. Aufrecht, den Arm noch immer ausgestreckt, mit einem langen Stück Stoff in ihrer Hand. Schmutzig, verwittert und eingerissen hing er zwischen ihren dünnen Fingern und wehte leicht in der Luft. Vorsichtig schaute sie den Fetzen von der Seite aus an. Es kostete sie Überwindung, ihn zwischen den Fingern zu halten und ihn dabei auch noch anzusehen. Nervös biss sie sich auf die Lippen und tippte mit ihrer Zunge in zuckenden

Bewegungen von innen an ihre Zähne. Flach atmend griff sie nun auch mit Daumen und Zeigefinger der zweiten Hand nach dem Stoff. Sie zog ihn weit auseinander, um ihn genauer zu begutachten. Dabei musste sie ihn etwas schütteln, um den verklebten Stoff großflächig auseinander zu bekommen. Neugierig kam der große, schwarze Hund näher an sie heran – als wenn er ebenfalls wissen wollte, was Sayumi dort in der Hand hielt und auseinanderfaltete.

Ihre Pupillen weiteten sich, als sie auf den vor ihr in den Händen gehaltenen Stoff starrte. Ebenfalls grau, schwarz und grünlich verwittert befanden sich darauf vereinzelt verblichene, aber erstaunlich gut erkennbare Buchstaben.

„**DI BESTE SCHWE..ER .ER W.LT**“, war in großen Blockbuchstaben darauf gedruckt worden. Es war nicht schwierig, die fehlenden Buchstaben zu finden, und langsam schlich sich ein Rauschen in Sayumis Kopf. Ein Rauschen, zuerst wie vom Wind erzeugt, der durch die Äste wehte, und dann immer deutlicher, mit Augenblicken von Unterbrechungen: Rauschen, Stille, Rauschen, Stille. Es wurde lauter und deutlicher und das Gefühl, der Ursprung könnte der Wind sein, verschwand, als zwischen dem Rauschen und den stillen Augenblicken ein mechanisches Klicken zu hören war.

Ein elektrisches Rauschen, ein mechanisches Klicken, das das Rauschen von Grund auf neu erklingen ließ.

Schhhhh. Klick, stumm, Schhhhh, Klick, stumm ...

Es wurde immer deutlicher und lauter in ihrem Kopf, und dann begann die Erinnerung einzusetzen.

Die beste Schwester der Welt

Der starke Wind und der Regenfall hatten das Fernsehsignal unterbrochen und Ryan saß weit zurückgelehnt auf dem großen Sofa. Seine Frau Risa hatte sich müde in seinen ausgestreckten Arm gelegt.

„Man ... und das gerade, wenn ich das Spiel sehen will ...“

Heute wurde die Übertragung eines Footballspiels gesendet, auf das Ryan sich schon die ganze Woche über gefreut hatte. Eigentlich war er nicht der große Sportfan, doch er hatte mit seinen Kollegen Wetten abgeschlossen und wollte nun natürlich das Spiel gezielt verfolgen. Außerdem brauchte er manchmal einfach den Kick des Spiels und das Mitfiebern mit seiner Mannschaft dort auf dem Rasen hinter dem gläsernen Fenster des Fernsehers. Geld für einen Besuch im Stadion

hätte er nie ausgegeben, aber wenn es schon mal im Fernsehen gesendet wurde, warum sollte er es sich nicht ansehen?

Risa interessierte sich noch weniger für Sport und ganz besonders nervten sie Mannschaftssportarten. Für sie war das einfach zu viel Tamtam und zu viel Durcheinander, sodass sie meist nach zwanzig Minuten völlig den Überblick verlor und sich gelangweilt in den Armen ihres Mannes schlafen legte.

„Meinst du, Joey kommt gut durch?“

Risa blickte halb verschlafen zu ihrem Mann auf. Ihre älteste Tochter Joey wollte heute nach der Arbeit zu Besuch kommen und über Nacht bleiben, damit sie morgen früh mit Sayumi zusammen in den Zoo fahren konnte. Ohne zu ihr hinunterzublicken, antwortete ihr Ryan:

„Na klar, warum denn nicht?“

„Naja ...“

Risa klang ein wenig besorgt.

„Wegen dem Unwetter da draußen.“

„Ich glaube nicht, dass sie Probleme hat, durch den Verkehr zu kommen. Und du kennst unsere Joey. Wenn sie sich verspäten würde, dann hätte sie sich schon längst gemeldet.“

„Ja, schon ...“

Risa zögerte.

„Aber was, wenn ihr Telefon nicht geht?“

„Hör auf, dich selbst verrückt zu machen.“

Ryan drückte seine Frau sanft zu sich heran.

„Es ist doch nicht das erste Unwetter dieser Art, es wird schon gut gehen ... Verdammt noch mal!“

Ryan unterbrach sich selber.

„Warum geht das denn immer noch nicht?“

Nervös drückte er auf der Fernbedienung durch die Kanäle, aber auf keinem bekam er ein Signal.

„Verdammte Technik.“

Ryan musste lachen und Risa lächelte darüber, wie er sich künstlich aufregte.

„Hey, Prinzessin.“

Ryan legte die Fernbedienung vor sich auf den Tisch, als er sah, dass Sayumi mit der Wange gegen den Türrahmen gedrückt in der geöffneten Tür stand. Risa schaute auf und

blickte zur Wohnzimmertür, wo ihr kleines Mädchen in einem hellblauen Schlafanzug stand.

„Wie lange stehst du da schon?“

Sayumi antwortete nicht und lächelte nur verlegen.

„Kannst du nicht schlafen?“, fragte Ryan sie.

Sie schüttelte übereifrig ihren kleinen Kopf, sodass ihr die Haare in die Augen wirbelten. Eilig wischte sie sich die Strähnen wieder aus dem Gesicht und eilte mit großen Schritten auf ihre Eltern zu.

„Na, komm her.“

Risa hatte sich aufgesetzt und die Arme nach Sayumi ausgestreckt, damit sie sich hineinwerfen konnte. Und das tat sie auch. Sayumi kuschelte sich zwischen ihre Eltern und drängelte sie so weit auseinander, dass sie angenehm Platz fand.

„Hey, pass auf! Sonst muss ich mich auf den Boden setzen.“

Ryan stupse sie provokant an, aber Sayumi war zu müde, als dass sie auf das von ihm angefangene Spiel reagieren wollte. Das kleine Mädchen wusste, dass ihre Schwester noch nicht da war. Denn abgesehen davon, dass sie das Gespräch ihrer

Eltern mitbekommen hatte, war es üblich, dass Joey – auch wenn sie später kam – sie noch einmal in ihrem Zimmer aufsuchte, um ihr eine gute Nacht zu wünschen. Aber sie war noch nicht da und das laute Prasseln des Regens gegen ihre Fensterscheibe und der Wind, der über das Dach donnerte, ließen es sich mulmig anfühlen, alleine in ihrem großen Zimmer im Bett zu liegen.

„Wann kommt Joey?“, fragte sie ihre Eltern erwartungsvoll.

„Sie ist bestimmt bald da. Mach dir keine Sorgen“, antwortete Risa, die sich aber – wie sie so war – selber Sorgen machte.

„Wo hast du denn deinen Michael gelassen?“, fragte Ryan Sayumi, nachdem er es inzwischen aufgegeben hatte, immer wieder die Sender durchzuschalten.

Wie von einer Wespe gestochen sprang Sayumi auf und eilte aus dem Wohnzimmer heraus die Treppe hinauf. Ihre Eltern mussten lachen.

„Wir haben da schon eine süße Prinzessin, oder?“, sagte Risa zu ihrem Mann, der ihre Frage nickend und mit einem Lächeln bestätigte.

„Das haben wir. Sie ist schon etwas ganz Besonderes.“

Es dauerte nicht lange und Sayumi polterte die Treppe wieder herunter. Doch plötzlich blieb sie abrupt stehen. Und es wurde für einen Augenblick still. Risa und Ryan schauten zu der geöffneten Wohnzimmertür, konnten Sayumi aber nicht sehen, da sie noch immer auf der Treppe stand.

„Sayumi, Schatz, ist alles okay?“

Risa spürte, dass Sayumi etwas bemerkt hatte und darauf wartete, dass etwas passieren würde. Sayu reagierte nicht.

„Sayumi?“

Nun schaltete sich auch Ryan mit ein.

„Sayumi? Bist du noch da?“, fragte er mit dem typischen Lächeln, das er immer aufsetzte, wenn er sich ein wenig über die übermäßige Sorge seiner Frau amüsierte.

Risa bemerkte das aber nicht und wollte gerade aufstehen, als Sayumi zu rufen begann:

„Joey, Joey, Joey ist da!“

Im Flur eilte Sayumi die letzten Stufen herunter, als sie hörte, wie jemand von außen das Schloss der Haustür öffnete.

Klack, klack, tack.

Die Klinke senkte sich und der kalte Wind peitschte Sayumi ins Gesicht, die nur wenige Schritte vor der Tür stehen geblieben war. Sie hatte sie nicht sehen und auch nicht hören können, doch hatte sie gespürt, dass sie kommen würde.

„Heeeeeeeeey!“, erklang Joeys Stimme, vermischt mit dem prasselnden Regen, und Sayumi warf sich ihr in die Arme.

„Warte bitte, ich muss doch die Tür erst einmal zumachen.“

„Joey, Joooooooooeeeey, Joooooooooeeeey!“

Im Wohnzimmer sitzend konnten ihre Eltern klar und deutlich hören, wie erfreut Sayumi über den Besuch ihrer Schwester war.

„Endlich bist du daaaaaaaaaaaa!“

Wenn sie sich freute, hatte die kleine Sayumi die Angewohnheit, Worte in die Länge zu ziehen.

„Siehst du ...“, flüsterte Ryan. „Ich hab dir doch gesagt, sie kommt gut an.“

„Bäääh!“ Risa streckte ihrem Mann spöttisch die Zunge entgegen.

„Hallo ihr beiden.“ Angestrengt stolperte Joey in das Wohnzimmer, denn die kleine Sayumi hatte sich lachend an ihrem Bein festgeklammert.

„Kann mir das mal einer abnehmen?“, fragte Joey lächelnd und nach Hilfe suchend ihre Eltern, und wie dazu aufgefordert klammerte sich Sayumi noch fester an dem nassen Hosenbein ihrer Schwester fest.

„Mensch, du bist ja ganz nass geworden.“ Risa sprang vom Sofa auf und auch Ryan stand langsam auf. „Warte, ich hol dir ein Handtuch.“

Risa umarmte ihre Tochter kurz, aber liebevoll im Vorbeigehen.

„Und Sayu, lass deine Schwester doch mal los, sie ist ganz nass und du musst nicht auch noch krank werden, weil deine Klamotten ganz durchweichen.“

Ryan schritt näher an Joey heran.

„Na, Kleine ...“

„Hallo Daddy.“

„Bist du gut durchgekommen?“

„Ja, eigentlich schon. Nur vom Parkplatz bis zur Tür hat es schon gereicht, um mich bis auf die Haut einzuweichen.“

„Ja, ich sehe ... deine Verkehrsprobleme beginnen erst, wenn du unser Haus betrittst.“ Beide mussten lachen und Sayumi blickte mit zurückgelehntem Kopf neugierig nach oben und verfolgte das Gespräch, ohne es zu verstehen.

„Ich bin froh, wieder hier zu sein“, sagte Joey. „Und ich hoffe, Mama hat sich nicht allzu große Sorgen gemacht.“

Sayumi löste ihren Griff von Joeys Bein und eilte ihrer Mutter nach – aus dem Wohnzimmer hinaus in den Flur.

„Mammaaa, Mamaaaa!“, rief sie eilig und aufgereg.

Joey zog sich ihre schwere, nasse Jacke aus und gab sie Ryan in die Hand.

„Trockne dich erst einmal ab und dann zieh dich um! Nicht, dass du uns noch krank wirst. Ich hänge die Jacke mal über der Wanne auf.“

„Danke, Daddy.“

Joey war kalt und sie freute sich auf frische Kleidung und das Handtuch, das ihre Mutter ihr bringen wollte. Sie verschränkte die Arme und schaute auf den einzig eine Schneelandschaft darstellenden Fernseher. Das Unwetter musste die Schüssel auf dem Dach verschoben haben, dachte sie sich.

„Joeeeeeeeeeeyyyyy!“

Sayumi eilte wieder zurück ins Wohnzimmer und trug eine weiße Plastiktüte vor sich her. Ihre Mutter folgte ihr und reichte Joey das Handtuch.

„Danke!“

Joey begann sich die Arme abzutrocknen, und blickte dabei zu Sayumi herunter.

„Was hast du denn da?“

„Das ist für dich“, sagte Sayumi verlegen und blickte nervös zu Boden.

„Für mich?“

„Jaaaaa!“

Ryan kam zurück ins Wohnzimmer und stellte sich neben seine Frau, um ihr den Arm um die Taille zu legen.

„Sie konnte es nicht bis morgen abwarten, oder?“, flüsterte er.

„Offenbar nicht“, antwortete Risa.

„Auspacken, auspacken“, drängelte Sayumi ihre Schwester, die die Tüte in Empfang genommen hatte.

Diese war leicht und fühlte sich an, als würde sich etwas Weiches darin befinden.

„Was ist denn das?“

„Musst du reingucken!“

Sayumi war sehr nervös und voller Erwartung auf die Reaktion ihrer Schwester. Joey legte sich das Handtuch über die Schultern und hockte sich vor Sayumi.

„Na, dann schauen wir mal.“

Langsam griff sie in die weiße Tüte. Sie ertastete weichen Stoff und zog das Quadrat hervor.

„Was ist denn das?“

Sie zog es heraus, legte die Tüte sorgfältig auf den Boden und faltete den Stoff auseinander.

„Ein T-Shirt? Für mich?“

„Jaaaaa!“

Sayumi war aufgedreht und zugleich nervös. Joey hielt sich das T-Shirt ausgebreitet vor die Augen und las die Schrift, die in großen Buchstaben darauf gedruckt worden war:

„DIE BESTE SCHWESTER DER WELT“

Joey fing vor Freude beinahe an zu weinen.

Natürlich war dieses Geschenk unglaublich kitschig, aber alles, was sie von ihrer Schwester bekam, war aufrichtig und voller Liebe ausgewählt.

„Das ist ja toll! Ich danke dir. Hast du das gemacht?“

„Neeeeein, du Doofkopf. Hat Papa im Internet bestellt.“

Sayumi musste lachen und fühlte sich ihrer Schwester in diesem Augenblick geistig unheimlich überlegen.

„Es ist wunderschön und ich werde es gleich anziehen!“

Ohne das Shirt loszulassen, streckte sie ihre Arme zu Sayumi aus.

„Komm in meine Arme, kleiner Schatz.“ Sayumi folgte freudig ihrer Aufforderung und warf sich ihr in die Arme.

„Du bist die beste Schwester auf der ganzen, ganzen, ganzen Welt.“

Sayumi war glücklich und Joey war es auch.

Die beste Schwester auf der ganzen Welt. Die beste Schwester auf der ganzen, ganzen Welt. Die beste Schwester. Schwester.

Mit Tränen im Gesicht stand Sayumi in dem verschmutzten Wohnzimmer und starrte auf das zerzauste T-Shirt, das sie ihrer Schwester geschenkt hatte. Die Erinnerung kam auf einmal zurück und der Gedanke, wer dort wohl vor ihr am Boden lag – in seinen Überresten verteilt – ließ sie weinen und zittern. Der schwarze Hund hatte sich neben sie gesetzt und rührte sich kein bisschen vom Fleck.

„Joey ... warum habe ich dich vergessen?“, wimmerte Sayumi.

Ein brummendes, immer lauter werdendes Geräusch zog die Aufmerksamkeit des Hundes und auch Sayumis auf sich. Es kam aus der Ferne und wurde immer lauter. Sayumi schaute durch das zerbrochene Fenster des Wohnzimmers ins Freie. Das Brummen wurde zu einem Fauchen am Himmel und sie sah, dass sich so etwas wie ein gigantischer Hubschrauber von Süden her näherte. Sayumi sah den schwarzen Fleck am

Horizont, der immer größer wurde, und rannte aus dem Wohnzimmer hinaus in den Flur. Den Stofffetzen ließ sie nicht los und die umgehängte Tasche presste sie mit der Hand fest an ihre Hüfte. Ohne es zu merken, verfehlte sie nur knapp die spitzen Scherben am Boden, als sie nach rechts herum zum Eingang eilte. Der große Hund kläffte einmal und dann stürmte er ihr hinterher.

Sie stieß durch die angelehnte Haustür nach draußen auf die Veranda und suchte den Himmel nach dem immer näher kommenden, fauchenden Objekt ab. Ihr neuer Kamerad blieb direkt neben ihr stehen, und als sie einige Schritte von der Veranda herunter machte, um besser in den Himmel blicken zu können, tapste er an ihr vorbei die Stufen hinunter und drehte sich aufgeregt auf dem leeren Hof vor dem Haus im Kreis. Sayumi konnte sehen, wie der gigantische Frachthubschrauber mit den zwei Rotoren über sie hinweg donnerte. Instinktiv duckte sie sich und der Hund kläffte dem fliegenden Stahlungetüm nach, das seinen Weg ins Zentrum der Stadt suchte. Staub wirbelte auf und Sayumis Haare wirbelten in alle Himmelsrichtungen.

Langsam wurde der dröhnende Klang der Rotorblätter wieder leiser und Sayumi richtete sich auf, um mit über den Augen

gehaltener Hand zu schauen, wohin der Hubschrauber flog. Sie starrte über die zerstörte Stadt hinweg, die eingebrochenen Gebäude und die aufsteigenden Rauchschwaden. Sie wollte keinen Gedanken mit Schuldgefühlen verschwenden, sondern empfand ein Gefühl der Erleichterung, da offenbar Rettung auf dem Weg war, um sie und die anderen Menschen hier herauszuholen.

Hilfe kommt von oben

Die Menschen eilten aus den Trümmern heraus auf die Straße, als sie das lautstarke Geräusch vernahmen. Sie blickten nach oben und konnten sehen, wie der gigantische Frachthubschrauber sich ihnen näherte. Auf der Seite thronte das Banner der Nationalgarde, was die Herzen der Menschen wieder mit ein wenig Hoffnung erfüllte in Anbetracht der nahenden Rettung von außen. All die Tage hatten sie gehungert und gefroren. Hatten nach Überlebenden gesucht und ihre Toten eilig zu Grabe getragen. Warum sich die Regierung so viel Zeit gelassen hatte, konnte sich auch niemand erklären, doch nun waren sie endlich da und nur das sollte zählen.

Zwischen den Häusern wurde der Staub von den Straßen aufgewirbelt, sodass die Menschen ihre Gesichter hinter ihren

Armen und zusammengesammelten Stoffen verbergen mussten. Die trockene, umherwirbelnde Luft brannte auf der Netzhaut und in den zum Teil noch offenen Wunden der Überlebenden. Je weiter sich die Retter aus der Luft ihnen näherten, desto mehr Menschen trauten sich ins Freie. Keiner von ihnen war sich klar darüber, was passiert war, und die meisten glaubten an einen Angriff, wie ihn zuletzt Hiroshima und Nagasaki erlebt hatten. Dementsprechend war da auch die Angst vor der Atomkrankheit und ihren Folgen. Bisher gab es aber keine Anzeichen dafür und außerdem entstand kein schwarzer Regen, der ein Indiz für einen solchen Schlag gewesen wäre.

Heutzutage noch eine Atombombe auf eine Stadt zu werfen, wäre auch einfach sinnlos gewesen, denn das Land wäre durch die immer mächtiger gewordene Waffe auf ewig unbrauchbar. Und wer konnte so etwas wirklich wollen? In diesen Minuten war es für die Menschen aber von geringerer Bedeutung, was geschehen war. Was nun zählte, war das Überleben und wie man ihnen dabei helfen würde.

Der dunkle Schatten bedeckte die Straße und der mächtige Frachter über ihnen begann, leicht schaukelnd in den Schwebeflug überzugehen. Beim genauen Hinsehen konnten die Menschen erblicken, wie sich am Heck des Fluggerätes

eine große Rampe öffnete. Eine große Rampe und eine sich nach oben öffnende Klappe, um den großen Laderaum freizugeben. Männer in ABC Schutzanzügen waren zu sehen, die sich an Gurten gesichert hervorbeugten und eine kranartige Apparatur ins Freie richteten.

„Achtung! Achtung ...“, ertönte es schallend aus Lautsprechern von oben herab. „Begeben Sie sich alle von der Straße herunter. Wir werden Sie mit allem versorgen, was notwendig ist, um die Zeit bis zur Evakuierung zu überbrücken.“

Die Menschen waren aufgeregt und streckten ihre Hände Hilfe suchend nach oben, ohne dabei die Straße wie aufgefordert zu verlassen. Die verummten Männer in den Uniformen befestigten eine große, dunkle Kiste aus Stahl an dem herausstehenden Kran und fixierten sie mit Ketten und Gurten.

„Ich wiederhole: Begeben Sie sich an die Seite, sonst wird noch jemand verletzt. Wir lassen Ihnen Nahrung, Wasser und Medikamente herunter, damit Sie sich selbst versorgen können. Medizinisch ausgebildete Helfer werden in Kürze über den Landweg bei Ihnen eintreffen.“

Vereinzelte Menschen begaben sich nun an die Seite. Hauptsächlich waren es Eltern, die ihre Kinder schützen wollten. Von oben herab gesehen waren die Menschen, die sich

auf der Straße zusammendrängten, kaum auseinanderzuhalten. Eine sich bewegende Welle aus Händen und verzerrten Gesichtern.

Die Besatzung wollte und konnte nicht weiter auf die Rücksicht der Menschen unter ihnen warten und so ließen sie nun langsam, Meter für Meter die große Metallkiste herunter. Einer der Männer im Schutzanzug sicherte sich mit einem Karabinerhaken am Gurt und blieb auf dem Kasten stehen, um ihn am Boden zu lösen. Den bedürftigen Menschen blieb nichts anderes übrig, als sich nun aus dem Zielbereich am Boden zu bewegen. Denn trotz ihres Eigengewichtes und dem Mann, der zusätzlich darauf stand, schwenkte sie bedrohlich beim Herunterlassen im Wind. Keiner der Menschen, die auf die rettende Nahrung warteten und dabei in den Himmel starrten, bemerkte die Schatten hinter ihnen in den Trümmern der Häuser. Immer mehr Schatten huschten dort vorbei und verblieben geduckt hinter dem schützenden Schutt.

Es waren nun nicht mehr viele Meter, bis die Kiste die ausgestreckten Hände erreichte. Der Mann auf der Kiste, der sich in seinem Strahlenschutzanzug an dem Halteseil gesichert hatte, deutete mit einer Hand an, dass die Leute Abstand nehmen, dass sie sich verteilen sollten. Vielleicht sagte oder

rief er auch etwas, doch unter dem Jubel, dem Rufen der Menschen und dem Lärm, den der Hubschrauber machte, war es nicht zu verstehen. Mütter hielten ihre Kinder fest auf dem Arm und versuchten, sie mit den Händen zu schützen.

„Gehen Sie! Bitte gehen Sie an die Seite!“

Langsam gehorchten die Menschen und drängelten sich ein wenig zurück. Aber auch nur geradewegs so weit, um dem massiven Hilfsgut einen Platz zum Aufsetzen zu bieten. Ihre Hände hatten sie weiterhin danach ausgestreckt, weil jeder der Erste sein wollte. Diese Menschen waren verzweifelt. Die Kiste befand sich knapp einen Meter über dem verbrannten Asphalt, da ertönte ein Schuss aus der Deckung der zerstörten Gebäude heraus. Den Schuss selber vernahmen die wenigsten und nur ein paar von ihnen drehten sich erschrocken um. Doch den Mann, der auf dem schwarzen Container stand und der mit einem Mal in sich zusammenbrach, während er an seinem kurzen Gurt am Trageseil des Krans hing, sahen die meisten. Panik stieg auf und die Menschen verteilten sich und liefen in alle Richtungen. Viele rannten die Straße entlang, um aus der Schusslinie zu kommen. Andere stürmten verzweifelt zurück in die Gebäudetrümmer und wieder andere eilten direkt auf den

Container zu, der in dem Moment, als der Mann auf ihm niedergeschossen wurde, den Boden berührte.

„Für das neue Volk, für die Unabhängigkeit!“, brüllte es aus den Schatten heraus.

Mit einem Mal stürmten bewaffnete und verummte Männer auf die offene Straße und drängten sich durch die panischen Massen hindurch.

Eigentumsübertragung

Entsetzt über die sich auf einmal vollständig verändernde Situation drängten die Menschen in alle Richtungen. Immer mehr bewaffnete und verummte Kämpfer sprangen aus der Deckung heraus auf die Straße, um sich an den zugesandten Versorgungsgütern zu vergreifen.

„Was ist da unten los?“

Der Pilot des Hubschraubers konnte die Szenerie am Boden nicht genau erkennen und so rief er nach hinten zu seinen Kameraden.

„Die drehen durch!“

Der Pilot war unsicher, was er zu tun hatte, und richtete sich, ohne ein Wort zu fragen, an seinen Vorgesetzten, der mit offenem Mund erstaunt hinter ihm stand.

„Sir?“

Die Menschen schrien panisch und von den Schüssen getrieben, sodass man das Gefühl hatte, das Heulen der Turbinen und das Fauchen der Rotoren würde sogar übertönt werden. Unten am Boden fingen die Angreifer an, mithilfe von Klingen und großen Bolzenschneidern die Kiste vom Hubschrauber zu trennen. Der erschossene, leblose Körper musste immer und immer wieder beiseite gedrückt werden, damit er nicht schlaff hängend die eilige Arbeit behinderte. Kalt und voller Entsetzen schauten seine Augen unbeachtet drein. Weitere Angreifer fingen an, die flüchtende Bevölkerung am Weglaufen zu hindern.

„Habt keine Angst. Das geschieht nur zu unser aller Wohl.“

Wenige hörten oder reagierten auf diese vergeblich tröstend klingenden Worte und so geschah es, dass vereinzelt Männer und Frauen versuchten, sich gegen ihre angeblichen Helfer mit den Waffen zu wehren. Das Ganze wurde mit Schüssen in die

Luft beantwortet und schnell merkten die Menschen, dass sie gegen eine kleinere, aber unüberwindbare Übermacht ankämpften.

„Sir, was sollen wir tun?“

Der Pilot fragte wiederholt eindringlich seinen Befehlshaber, der sich mit dieser Entwicklung der Situation vollständig überfordert sah. Nervöses Schweigen, da sich niemand traute, selbst einen Befehl zu geben. Erst als eine Kugel zufällig in das Seitenfenster des Cockpits schlug und den Captain aus seinem unsicheren Trauma heraus mit einem Treffer in die Schulter zu Boden riss, ergriff der Pilot die Initiative und erhöhte das Drehmoment der Rotorblätter, um eilig an Höhe zu gewinnen. Die Turbinen heulten auf und pfeifend beschleunigten sich die gigantischen Rotoren immer weiter, bis die Kiste, die noch immer am Seil hing, in die Luft gehoben wurde. Panik und Wut schäumten auf der Straße auf.

„Die hauen ab, die wollen uns verrecken lassen!“, schrie einer der Angreifer und sprang auf die große Kiste, um seine Mitstreiter beim Lösen derselben zu unterstützen. Die Kiste hob sich immer weiter und die Menschenmassen, die einfach nur auf rettende Güter gewartet hatten, sahen ihre Hoffnung zu

überleben bereits davonfliegen. Ängstliche und flehende Rufe in den Himmel erklangen und überschritten sich mit dem kochenden, wutentbrannten Brüllen der bewaffneten Männer, die noch immer versuchten, die Kiste zu lösen. Ein Meter, zwei Meter, drei Meter. Der Boden entfernte sich immer weiter von den Männern, die sich nun panisch an dem Seil festklammerten, das sie soeben noch hatten lösen wollen. Fünf Meter, sechs Meter. Den Männern wurde schlecht dabei, da die Kiste in großen Kreisen schaukelte.

„Scheiße, holt sie von da oben runter! Bringt den Vogel zu Boden“, forderten die am Boden Zurückgebliebenen.

Die Männer und Frauen, die einfach nur auf Hilfe gehofft hatten, waren verstummt und blickten entsetzt in die Höhe. Ein Fauchen erklang hinter ihnen und einige drehten sich nach diesem Geräusch um. Die Männer im Frachtraum des Hubschraubers, die sich an den Halteseilen und Bügeln festklammerten, konnten als Erste sehen, wie sich ein schwarzer Schlauch aus Rauch in ihre Richtung bewegte.

„Abdrehen! Abdrehen ... Die versuchen, uns vom Himmel zu blasen.“

Der Pilot reagierte prompt, zog den Hubschrauber brutal nach oben und führte eine scharfe Linkskurve durch. Die vom

Boden abgeschossene, kleine Rakete kam näher und man konnte schon den Treibstoff riechen, als sie um Haaresbreite an ihnen vorbeischoss. Unten auf der Kiste stürzten zwei Männer in die Tiefe und einer von ihnen ließ dabei seine Waffe los, die daraufhin eine Frau, die es nicht mehr schaffte, beiseite zu springen, am Kopf traf. Sie brach bewusstlos und aus Nase und Ohren blutend zusammen, was schnell eilige Helfer auf den Plan rief, die nach ihr sahen. Die Männer stürzten in hohem Bogen in die Trümmer der umstehenden Gebäude und verschwanden mit einem dumpfen Schlag im Nichts.

„Weg hier, weg hier! Sie haben uns verfehlt und das nur ganz knapp.“

„Ich hab’s gesehen.“

Der Pilot versuchte, weiter an Höhe zu gewinnen und dabei einen wechselnden Kurs einzuschlagen. Der letzte Mann, der sich noch auf der schwingenden Kiste befand, krallte sich an der Leiche fest, die ihm den größten Halt gab, und übergab sich über diese. Der Hubschrauber schien sich in sicherer Höhe zu befinden und wollte nun einen geradlinigen Kurs halten, als ein weiteres zischendes Fauchen erklang. Die Menschen duckten sich erschrocken und auch die Männer, die versuchten, die niedergeschlagene Frau ins Bewusstsein zurückzuholen,

blickten nach oben und folgten mit den Augen dem dunklen Schweif, der seinen Weg zielgerichtet zu dem sich entfernenden Hubschrauber suchte.

Aus der Ferne konnte Sayumi sehen, wie der Hubschrauber, der sich wieder erhoben hatte, von einer Explosion an seiner Seite erschüttert wurde. Der Feuerball und die herausgeschleuderten Trümmer, die sich in der Luft verteilten und zu Boden stürzten, waren deutlich zu erkennen. Sayumi zuckte zusammen und wusste nicht, was geschah. Warum es geschah. Der Hubschrauber, der noch eben still über der Stadt geschwebt und Hilfsgüter herabgelassen hatte, wurde von etwas getroffen, das ihn ins Trudeln brachte. Vom Trudeln ins Schlingern und vom Schlingern ins Stürzen. Sie konnte sehen, wie versucht wurde, den stählernen Koloss unter Kontrolle zu behalten. Doch ohne Erfolg. Dann stürzte der Hubschrauber durch einige noch stehenden Gebäude und riss diese mit sich herunter zu Boden.

Sayumi hatte die Augen schockiert geweitet und sie zitterte am ganzen Körper. Sie hatte die Hoffnung gehabt, dass nun alles besser werden würde. Doch als sie nun sah, wie sich ihre vermeintliche Rettung in Trümmer zerlegte und eins wurde mit

den Überresten der Stadt, wurde ihr die grausame Wahrheit bewusst:

Es ist noch lange nicht vorbei ...

Dieser Gedanke machte ihr Angst. Er rührte Schwindel und Übelkeit in ihr auf. Ihre Magengegend schien sich zu verflüssigen und ihre Knie wurden so weich, dass sie sich vorsichtig zu Boden lassen musste. Sie hockte sich hin, hielt die Tasche ihrer Freundin fest in der Hand und blickte auf die schwarzen Wolken, die dort in einigen Kilometern Entfernung zwischen den Häusern aufstiegen. Die Hände vor den zitternden Lippen, die Augenlider zuckten durch den Versuch, die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken. Sie hatte keine Tränen, sie hatte keine Flüssigkeit mehr übrig in ihrem Körper, um Tränen zu vergießen. Sayumi konnte nicht weinen. Es war ihr nicht möglich, zu trauern und weinend zusammenzubrechen. *War sie bereits tot?*

Der Jubel der Männer, die den Hubschrauber vom Himmel geschossen hatten, war groß. Er überdeckte das Fluchen der anderen und das Weinen der Frauen und Kinder. Die blutende Frau lag noch immer regungslos vor ihren Helfern am Boden. Jubelnde und euphorische Schüsse in Richtung des Himmels

erschütterten die Stadt und waren über die Grenzen hinweg zu vernehmen.

Niemand konnte es sehen, niemand bemerkte das kleine Mädchen in dem roten Kleid in der Menge, das völlig durcheinander schrie und weinte. Es war mittendrin und allein. Die Glocken einer weit entfernten Kirche unterstrichen das Geschehen mit einem kalten und eisernen Klang.

Ruhig und atemlos

Klein war das Zimmer. Klein und nur sporadisch eingerichtet. Ein schlichtes, hölzernes Bett stand an der einen Wand. An der Wand gegenüber der dunklen Tür stand eine kleine zerschrammte und abgenutzte Kommode mit großen, tiefen Schubfächern. An der Wand gegenüber dem fein säuberlich mit weißen Laken bedeckten Bett befand sich ein kleiner, dunkler, abgenutzter Tisch mit einem ebenso alt aussehenden Stuhl mit verschwundener Rückenlehne davor. Darauf saß Allegra, unbequem nach vorn gebeugt, und schrieb kratzend ihre Zeilen auf ein bis eben noch leeres Blatt Papier:

Ich höre die Glocken zur vollen Stunde läuten.

Ich höre sie und sie sagen mir die Zeit an.

Doch etwas sagen sie mir noch. Ich weiß, dass es so ist.

Ich weiß, dass der Augenblick der Begegnung näher rückt.

Mit jedem Untergang der Sonne, mit jedem Leben, das seinen letzten Atemzug hier in dieser Stadt aushaucht, wird die Spreu vom Weizen getrennt und nur die, die ihr Leben in allergrößter Demut und Rechenschaft geführt haben, werden auserwählt werden, um der Hölle zu entkommen. Ich nehme alles in Kauf, aber auch wirklich alles. Ich werde alles tun, was sie von mir verlangt, denn sie wurde geschickt von ihm, um uns den Weg zu weisen, und darum ...

Klopf. Klopf. Klopf.

„Allegra?“

Dumpf hörte sie jemanden ihren Namen durch die verschlossene Tür rufen.

... und darum ist sie der einzige Weg, um nicht im ewigen Höllenfeuer zu brennen. Auf ewig Qualen zu erleiden ...

Klopf. Klopf. Klopf.

Allegra war ein klein wenig genervt, denn wie oft hatte sie ihnen gesagt: Wenn sie ihre Zimmertür verschlossen hielt, sollte man sie nicht stören. Dann brachte sie ihre Gedanken zu Papier, um sie immer und immer wieder Revue passieren zu lassen.

Klopf. Klopf.

Allegra verdrehte genervt die Augen, strich sich eine lange, blonde Strähne aus dem Gesicht hinter ihr linkes Ohr und legte den Stift auf das Papier. Dann bedeckte sie bewusst mit ihren zierlichen Händen das Blatt, das sie vor sich liegen hatte.

„Ja, bitte?“, sagte sie mit einer äußerst warmen Stimme.

„Kommt doch herein“, bat sie ihren Besuch dann im liebevollen Ton, obwohl er sie bei ihrer Arbeit unterbrach.

Die schwere Klinke bewegte sich, doch trotz des Rucks gegen die massive Tür blieb sie im Schloss und einzig die Luft erzitterte.

„Oh, entschuldigt ... einen Augenblick.“ Ihre Stimme war sanft und freundlich, so wie sie sie schon immer bewahrt hatte, doch

klang es durch eine leicht heisere Begleitnote immer so, als wäre sie ein wenig erschöpft. Allegra hatte vergessen, dass sie die Tür ja verschlossen hatte. Sie drehte das Blatt vor sich um, sodass nur noch die blanke Rückseite zu erkennen war, und begab sich zu ihrer Zimmertür. Sie drehte den großen Schlüssel im Schloss und gab so die Verriegelung frei.

Im untersten Geschoss der Kirche lebte sie unter mittelalterlichen Zuständen. Einzig die elektrische Glühlampe, die in der Fassung ohne Abdeckung oder dekorativen Lampenschirm an der Decke hing, zeugte von der Moderne, in der sie ja eigentlich lebte. Allegra fragte sich selbst oft, woher der Strom denn kam, der ihr dieses Licht bescherte. Denn die Stadt war dem Erdboden gleichgemacht worden und sie konnte sich nicht vorstellen, dass noch jemand im Kraftwerk arbeitete. Irgendwo hatte sie mal gelesen, dass das Fairport AKW überhaupt nicht für die Stromversorgung der Stadt zuständig war, sondern der Strom aus anderen Quellen zu ihnen geleitet wurde. Aber was sollte es. Sie würde sich auch mit einer Kerze zufriedengeben. Doch waren Kerzen verrückterweise in diesen Zeiten noch schwerer zu bekommen als elektrisches Licht.

Allegra öffnete die schwere Tür und blickte durch den Spalt in die blauen Augen ihres Bruders. Natürlich war er nicht ihr

wirklicher Blutsbruder, doch nannte sie all ihre Mitgläubigen *Brüder*. Ja, *Brüder*, denn außer Allegra gab es keine Frauen hier. Sie war die einzige und ab und zu kam das nur menschliche Verlangen in ihr hoch, sich einmal mit einer Gleichgeschlechtlichen unterhalten zu können.

„Was möchtest du, Bruder?“

Niemals sprach sie die anderen mit dem Vornamen an. Namen waren unwichtig und eigentlich wäre es ihr auch lieber gewesen, man würde sie nicht mit ihrem Namen ansprechen. Aber das war wohl das Einzige, was sie nicht umsetzen konnte. Naja, dafür würde man sie schon nicht bestrafen ... und wenn schon, sie hatte ja alles daran gesetzt.

Der Bruder, der vor ihr stand, war ihr sehr vertraut. Seine große, spitze Nase, seine meeresblauen Augen und die Narbe auf seinem haarlosen Kopf.

„Was kann ich für dich tun?“, fragte sie mit der warmen Stimme, die sie alle von ihr kannten.

„Sie wurde gesehen ...“, antwortete der Bruder ihr nur kurz und knapp.

„Wo?“, fragte Allegra nach außen hin ruhig und gefasst, im Innern aber erfreut über diese Neuigkeit. Der Bruder schien

einige Sekunden überlegen zu müssen, was genau ihm zugetragen worden war. Er wollte Allegra keine Fehlinformationen bringen.

„Vielleicht acht oder neun Kilometer südöstlich von hier“, antwortete er.

„Wer hat sie gesehen?“

„Drei Brüder haben gesehen, wie sie in einer Menschenmasse stand.“

„Und die Explosion? Habt ihr herausgefunden, was passiert ist?“

Der Bruder zögerte wieder etwas.

„Ja, da draußen scheinen alle durchzudrehen.“ Allegra sah ihn mit ihren neugierigen, großen Augen an, ohne etwas zu sagen, doch war klar, dass sie mehr wissen wollte. „Sie haben einen Hubschrauber der Regierung abgeschossen“, sagte der Bruder nun mit aufgeregter Stimme.

„Wer?“ Allegra legte den Kopf leicht schief und öffnete die Tür unbewusst ein wenig weiter, um den Spalt zu vergrößern.

„Wir wissen nichts Genaueres, aber die Regierung wollte Hilfsgüter über der Stadt abwerfen und auf einmal ist da alles drunter und drüber gegangen.“

Allegra senkte den Kopf etwas und blickte zu Boden.

„Jedenfalls endete es damit, dass sie den Hubschrauber vom Himmel geholt haben und er irgendwo nördlich herunterging.“

Allegra schob die Tür wieder einen Spalt weit zu, um nachdenken zu können, ohne dass man ihr dabei zusah. Das war auch eine ihrer Angewohnheiten, die ihre Brüder bereits kannten, und bei der sie wussten, wie sie sich daraufhin zu verhalten hatten.

„Bitte bringt mir die genauen Daten über die Orte, den Abschuss und wo der Hubschrauber letztendlich abge...“

Allegra begann zu husten. Sie drehte sich um sich selbst und stieß mit dem Rücken die Tür zurück ins Schloss.

„Allegra?“, klang es nur noch dumpf von der anderen Seite der Tür.

„Allegra, ist alles in Ordnung?“

Sie krümmte sich und rang nach Luft. Seit ihrer Kindheit hatte sie mit Atemnot zu kämpfen. Sie hustete und kniff vor Schmerzen die Augen krampfhaft zusammen.

„Ich brauche Hilfe! Sie hat wieder einen ihrer Anfälle.“

Die junge Frau keuchte und stolperte durch den Raum, sodass sie sich mit den Händen an der Kommode gegenüber abstützen musste, um nicht zu stürzen. Dies war der einzige Moment, in dem ihre Brüder ohne ihr Bitten zu ihr hereinstürmten. Drei ihrer Brüder – derjenige, der ihr die Informationen überbracht hatte, voran – eilten zu ihr.

„Das Spray! Schnell, gebt mir das Spray!“, forderte der Führende seine Brüder auf. Es dauerte nicht lange und in einer fließenden Bewegung übergab man ihm den kleinen Inhalator aus Kunststoff, den er wiederum Allegra zu reichen versuchte. Diese nahm auf einmal, ohne selbst zu wissen woher, eine Kraft aus dem Nichts heraus und schlug ihm die nötige Medizin aus der Hand.

„Neeeiin, geht weg“, kreischte sie mit einer beängstigenden Stimme, die in keiner Weise mehr ihrer alltäglichen glich.

„Allegra, bitte ...“

Mehr konnte sie nicht hören, denn sofort wurde ihr wieder schwarz vor Augen. Ihre Arme wurden schlaff und ihre dünnen Beine gaben unter ihrem Gewicht nach. Allegra kippte nach vorn und einer ihrer Brüder schaffte es noch, sie abzufangen und sanft auf den Rücken zu legen.

„Halt ihren Kopf hoch, sonst verschluckt sie noch ihre Zunge.“

Unbeweglich lag die junge Frau dort auf dem Boden und schien nicht mehr mitzubekommen, wie ihr geschah.

„Schnell, hier, gib ihr das Spray!“

Der Mann, der Allegra in den Armen hielt, nahm den Inhalator eilig entgegen und schob das Mundstück zwischen ihre schwach geöffneten und nun bereits leicht bläulichen Lippen. Allegra hatte seit ihrer Kindheit unter immer wiederkehrenden Asthmaanfällen gelitten. Doch wehrte sie sich engstirnig gegen jede Art von Medizin oder Hilfe. Ihr Glaube, so redete sie es sich selbst ein, würde schon sagen, wann es zu Ende sein sollte. Doch hatte sie in diesen Augenblicken eine zusätzliche Angst. Gar nicht unbedingt die Angst vor dem Sterben. Es war eher die Angst davor, nicht vollenden zu können, was sie als ihren Lebenssinn auserkoren hatte.

„Allegra ... ALLEGRA! Sie atmet nicht.“

Allegras Augen waren geschlossen und ihre Lippen blaugrau gefärbt. Die Haut in ihrem Gesicht begann sich kränklich zu färben.

„Schnell, wir müssen versuchen sie zurückzuholen!“

Der Bruder, der sie eben noch im Arm gehalten hatte, sah hilflos in die Runde, und als er merkte, dass sich keiner dazu in der Lage fühlte, ihre Führerin zurück ins Leben zu holen, schaltete er schnell und legte sie sanft auf den Rücken, um sich über ihr leblos aussehendes, regungsloses Gesicht zu beugen.

„Allegra, komm schon ...“

Um ihn herum herrschte Stille und die Glühlampe, die lose an den Drähten der Decke hing, begann leicht zu flackern, als wollte sie Allegras Zustand und Lebenssituation unterstreichen.

In den Straßen der Stadt war wieder Ruhe eingekehrt. Der Hubschrauber hatte in einer Wohnsiedlung auf einem Spielplatz eine Bruchlandung hingelegt und brennende Trümmer erhellten das Bild, das sich daraus ergab. Die bewaffneten Männer, die ihn abgeschossen hatten, formierten

sich zu kleinen Gruppen und durchsuchten die Straßen nach Trümmern auf dem Weg zum Wrack. Die hilflosen Überlebenden begannen sich aufzusplitten und einige folgten den neuen Aggressoren in ihren Reihen. Andere blieben zurück und versuchten sich von dem Schock und der Enttäuschung zu erholen.

Sayumi war wieder aufgestanden und blickte zu ihrem neuen Begleiter hinab, der sich neben sie gehockt hatte.

„Hmm, ich werd‘ mir wohl einen Namen für dich ausdenken müssen, wie?“

Sie rieb sich mit der Hand über das Gesicht.

Der Weg zurück

Sayumi war ein wenig kalt, denn sie trug ja noch immer die schmutzige und eingerissene Schuluniform, die sie an dem Morgen, an dem alles beginnen sollte, angezogen hatte. Außerdem hatte sie noch immer keine Schuhe an und neben ihrem eigenen Unwohlsein und der Tatsache, dass sie sich schmutzig fühlte, bereitete ihr der Blick in den Himmel Sorgen,

denn so langsam begannen sich die Wolken am Horizont aufzutun. Wehmütig blickte sie zurück zu dem Haus, aus dem sie gekommen war, und etwas in ihr sagte:

Nicht umdrehen.

Sayumi wollte nicht wieder dorthin zurück. Dort, wo sie den Wachtraum mit ihrer Schwester gehabt hatte. Wo sie das alte T-Shirt inmitten der braunen Knochen gefunden hatte. Sie wollte nicht wahrhaben, dass sie ihre Schwester einfach vergessen hatte und dies nun die einzige Erinnerung an sie war, die sie noch hatte. Also schaute sie zu ihrem namenlosen haarigen, vierbeinigen Begleiter hinab.

„Es sieht nach schlechtem Wetter aus. Lass uns von hier verschwinden.“

Als hätte er jedes einzelne Wort genau verstanden, sprang der schwarze Hund auf, schüttelte sich und eilte in Richtung der Auffahrt des Hauses, auf dessen Grundstück sie sich befanden. An der Grenze zum Weg hinunter blieb er dennoch stehen und bellte in Sayumis Richtung.

„Du hast es auch eilig, wie?“, fragte Sayumi leise und kaum hörbar zu sich selbst. Sie hatte keine Ahnung, wo sie hin sollte. Sie wusste nicht, wie viele Überlebende es noch gab, und dass

sie aus der Ferne hatte sehen können, wie der große Militärhubschrauber inmitten der Stadt abstürzte, machte das Gefühl in ihrer Magengegend auch nicht wirklich angenehmer.

Wo sollte sie anfangen? Am besten erst mal etwas zum Drüberziehen finden. Es hatte nicht den Anschein, als würde sie etwas Brauchbares finden, doch warum die Hoffnung vorzeitig aufgeben? Also schritt sie langsam mit schmerzenden Füßen dem Hund hinterher, der immer wieder einige Meter vor ihr rannte und ihr kläffend sagen wollte, dass sie sich doch besser beeilen sollte. Sayumi versuchte das Denken abzuschalten und ihren Kopf einzig auf ihr Ziel zu lenken. Alles, was sie nun zusätzlich zum Grübeln bringen würde, konnte ihr zugleich schaden.

Sayumi ließ ihr einstiges Zuhause wieder einmal zurück, um sich in eine ihr unbekanntere Welt zu begeben. Diesmal aber aus mehr oder minder freien Stücken heraus. Nur bekleidet mit einer alten, zerrissenen Schuluniform ohne Jacke, einer leicht beschädigten Tasche – die eigentlich ihrer besten Freundin gehörte – und begleitet von einem für sie riesigen, schwarzen Hund, von dem sie nicht wusste, woher er gekommen war und wie sie ihn nennen sollte. Irgendwie war er ihr unheimlich treu. Aber vielleicht fühlte sich das Tier ja auch einfach nur genauso

einsam, wie sie sich fühlte. Niemand war doch gerne alleine. Zumindest auf längere Zeit gesehen.

Also stieg Sayumi bis an den Fuß des Hügels und blickte auf die schmale Straße, bei der sie sich erinnerte, wie sie von dem Highway hinuntergestiegen war, um zielgerichtet diesen Weg hinaufzugehen. Sie erinnerte sich an das Donnern und Stauben der einbrechenden Gebäude im Hintergrund. Wie der Stahl kreischte und die Gesteinsbrocken sich in Staub verwandelten. Sie erinnerte sich an den Moment, an dem sie ihre Schuhe ausgezogen und stehen gelassen hatte. Wie viel Zeit war seitdem vergangen? *Lagen sie vielleicht noch immer dort?* Nein, wahrscheinlich nicht. Außerdem hatte Sayumi nicht vor, noch einmal hoch auf den Highway zu steigen. Sie war froh, nun festen Boden unter ihren Füßen zu haben.

Nach einem Weg Ausschau haltend, der ihr so wenig wie möglich Schmerzen an den Füßen bereiten würde, stieg sie durch das hohe Gras am Straßenrand und neben ihrem schwarzen Gefährten suchte sie sich einen Weg durch das Grün unter dem Highway hindurch. Feiner Staub rieselte auf sie herab, was sie jedoch wenig interessierte, da sie sich bereits unheimlich schmutzig fühlte. Geschickt sprang der namenlose Hund von einer freien Fläche zur nächsten und zeigte Sayumi

somit den optimalen Weg, um schadlos auf die andere Seite zu gelangen. So eine Straße, die sich über einem erstreckte, konnte unheimlich breit erscheinen, wenn der Weg darunter so unwirtlich war. Immer wieder blickte sie nach oben und sah die Risse im massiven Beton, erkannte die Spalten, an denen sich die einzelnen Straßensegmente dehnen und zusammenschieben konnten. Vereinzelt waren die Risse sogar so breit, dass sie das Gefühl hatte, durch sie hindurch den Himmel sehen zu können. Alles in allem schien es aber zu halten und das war doch alles, was sie in diesen Momenten wollte.

Schmerzfrei waren ihre Schritte selbstverständlich nicht. Denn auch wenn sie gezielt den Punkten folgte, die ihr der Hund vorgab, waren diese ebenen Flächen bedeckt mit kleinen Steinen, Drähten und anderem Schutt. Doch hatte sie ihren Körper gut im Griff und trotz schmerzverzerrtem Gesicht bei jedem zweiten Schritt oder gar Sprung drang kein Schmerzenslaut über ihre Lippen. Auch als sie sich erschrocken auf die Zunge biss, kniff sie angestrengt die Augen zusammen und unterdrückte jegliche unkontrollierte Bewegung oder Laute.

Endlich war sie auf der anderen Seite angekommen und dort war der Boden wieder ein wenig einfacher zu begehen. Es gab

noch immer hohes Gras und kleine Steine, aber es waren nun weniger schmerzhaft Dinge, die sich ihr in die Fußsohlen bohren wollten.

„Einen Moment, warte“, keuchte Sayumi und der Hund blieb wie auf Befehl stehen und sah sie abwartend an.

Noch nie waren so wenige Meter so anstrengend zu gehen gewesen, dachte sie und hockte sich auf den Rasen, um mit zurückgestrecktem Kopf nach Luft zu schnappen. Der Himmel verlor langsam seinen blauen Schein und die Sonne wurde zunehmend von aufziehenden grauen Wolken verdeckt. Erst vereinzelte, kleine, flockenartige Wolken. Dann immer größer und dichter werdende, die ihr klar machten, dass eigentlich keine Zeit für eine Pause war. Sayumi stand erschöpft auf und ging weiter, um das andere Ende der Wiese zu erreichen, die bis an die erste kleinstadtartige Siedlung von Fairport heranreichte. Sie sah die Häuser und erhoffte sich etwas Frisches zu trinken und etwas zum Anziehen.

„Komm, lass uns weitergehen!“, rief sie mit gedämpfter Stimme dem Hund entgegen, der dort stehen geblieben war, wo sie sich vorhin hingesetzt hatte.

Wieder gehorchte er sofort und nur Sekunden später holte er Sayumi wieder ein, um auf gleicher Höhe mitzugehen. Mit den

Wolken zog auch wieder der kühle Wind auf. Er verursachte mit seiner eisigen Berührung bei Sayumi eine Gänsehaut. Wenige hundert Meter noch, bis sie die große, weite Wiese überschritten hatten. Plötzlich blieb der Hund stehen, um starr in die Ferne zu blicken. Sayumi bemerkte dies und tat es ihm gleich. Doch sehen konnte sie nichts. Nichts, was das sowieso schon erschreckende Bild vor ihr noch weiter hätte verzerren können. Aus der Ferne konnte sie nun sehen, dass die Dächer der Häuser abgedeckt waren. Die Mauern schienen noch zu stehen, aber die Dächer bestanden zum größten Teil entweder nur noch aus dem hölzernen Dachstuhl oder es war gar nichts mehr vom Dach übrig geblieben. Sayu schaute zu ihrem Begleiter hinüber.

„Was hast du? Warum bleibst du stehen?“ Natürlich konnte er ihr nicht antworten und so sah er sie nur stumm an.

„Wir müssen weiter. Es fängt bald an zu regnen und auch so ist mir schon ganz schön kalt. Komm jetzt.“

Sayumi setzte ihren Weg fort, doch der Hund blieb stur dort stehen. Sie kannte sich nicht wirklich aus mit Tieren und so wusste sie sein Verhalten nicht zu deuten. Noch einmal drehte sie sich um, damit sie ihn zu sich rufen konnte.

„Los jetzt, beeil dich!“

Der Hund sah ihr stillschweigend nach. Er bellte nicht einmal. Machte ihm irgendetwas Angst? Als die ersten kleinen Regentropfen auf ihre Haut trafen, beschloss Sayumi, ohne ihn weiterzugehen. Begleiter hin oder her, eine Lungenentzündung wollte sie sicherlich nicht riskieren. *Hmmm, warum machte ihr eine Lungenentzündung so viel Angst?*, fragte sie sich und kam zu dem Schluss, dass es wohl die einzige wirklich gefährliche Krankheit war, die man sich jederzeit zuziehen konnte und die sie kannte.

Mit großen Schritten stieg sie weiter durch das hohe Gras, das unangenehm an der Innenseite ihrer Schenkel kratzte. Sie hatte das Gefühl, unter der Gürtellinie vollständig wund zu sein, so sehr tat es bei jedem Schritt weh. Noch einmal drehte sie sich um und sah, dass der Hund ihr noch immer nicht gefolgt war. Sie sah ihn an und bat ihn mit ihren Blicken, ihr doch zu folgen, aber er wollte nicht. Er stand da, sah ihr nach und rührte sich nicht. Es sah aus, als wäre er gar nicht wirklich lebendig oder atmete gar. Sayumi wandte sich wieder von ihm ab und brachte die letzten dreißig bis vierzig Meter hinter sich. Sie suchte sich einen Weg an dem zerbrochenen, hölzernen Zaun vorbei, und als der Regen nun allmählich stärker wurde, eilte sie zu den Häusern hinüber, die eng beieinander standen. Es war sicherlich mal eine schöne Vorstadt gewesen. Doch

davon war nun nichts mehr übrig geblieben. Der Rasen war aufgewühlt und angesengt. Die Häuser waren schmutzig und kaputt.

„Hallo?“, rief Sayumi durch den Regen. „Ist hier jemand?“

Glauben

Sayumi sah sich zwischen den leeren und heruntergekommenen Häusern um. Es hatte den Anschein, als sei der Vorort bereits seit Jahrzehnten verlassen. Verlassen von allem Leben. Es gab keine Vögel. Kein Knistern im Unterholz. Es gab nur das immer stärker werdende Prasseln des Regens um sie herum. Eine herausgerissene Haustür lag inmitten des Hofes vor ihren Füßen und sie fragte sich wieder einmal, welche Kraft dies hatte bewerkstelligen können. Sie kannte die Antwort – natürlich –, und dennoch war es ihr fremd wie der unheimliche Mann im Auto, der ein kleines, naives Mädchen fragte, ob er sie nach Hause bringen sollte.

Sayumis Kleidung durchnässte schnell, obwohl sie sich unter einem Vordach verstecken konnte. Und so fühlte sich ihre Haut klebrig und schmierig an unter ihren zerrissenen Kleidern. Sie drückte sich mit dem Rücken an die Wand, um sich noch besser

unter dem, was vom Dach übrig geblieben war, vor dem Regen schützen zu können.

Durch die vor ihr heruntertropfenden Perlen hindurch schaute sie in den grauen Himmel. Sie fragte sich, ob da oben etwas war. Etwas, das auf sie herabschaute. Etwas, das ihr Schicksal zumindest in groben Zügen in der Hand hielt. Andere würden es vielleicht Gott nennen. Sayumi dachte in diesem Moment das erste Mal ernsthaft über dieses Thema nach. Sie fragte sich, ob es wirklich einen Sinn ergab, was sie durchlebte. Was all diese Menschen, die sie auf dem Gewissen hatte, bestimmt hatte, diesem Weg zu folgen. Die Wolken wurden immer finsterer und es war, als würde am helllichten Tage die Nacht hereinbrechen wollen. Es war nur Regen, das wusste sie natürlich. *Doch spielte der Kopf mit einem nicht immer wieder seltsame Spiele?* Sorgte er nicht dafür, dass man sich über Dinge Gedanken machte, die man normalerweise als alltäglich abtun würde? Oder war es diese mysteriöse, allgegenwärtige Macht, die einen dazu brachte, über das „Dahinter“ nachzudenken? *Welchen Weg musste sie gehen? Würde ihr ein Weg gezeigt werden? Wurden ihr die Wege, die sie bereits gegangen war, gezeigt?* Und hatte ihr etwas im Unbewussten gesagt, wo sie welche Abzweigung nehmen sollte? Wollte dieses allmächtige, unfassbare Wesen, das irgendwo dort über

ihr thronte, sie beschützen? Warum dachte sie überhaupt darüber nach? Sie wusste es nicht. Und sie konnte es sich nicht erklären. Sie fragte sich, wie andere mit dem Thema umgingen. *Half es ihnen wirklich?* Oder war auch das nur eine geschickte Windung in ihrem Gehirn, um sie weiterhin am Leben zu halten?

Sayumi spürte, wie sehr sie dieses Thema beschäftigte und sie festhielt. *Warum sie?* Warum war sie zu so etwas ausgewählt worden? Im Augenblick fand Sayumi nur eine einzige Erklärung für das, was sie beschäftigte. Es gab nur eine, nein, es gab zwei Möglichkeiten: Entweder war sie selber die Ausgeburt der Hölle oder, wenn es so etwas gab, dieser Gott hasste sie aufs Äußerste. Mit diesem Gedanken im Kopf schwang sie sich durch die offene Tür hinter sich in das Haus hinein, um sich einen Raum zu suchen, der noch von einem Dach geschützt war. Ihre Suche, so dachte sie, musste sie hier erst einmal beenden. Und sie würde sie fortsetzen, wenn wieder besseres Wetter war.

Während Sayumi ihren Weg durch das Durcheinander im Innern des Hauses suchte, fragte sie sich, warum sie keine Körper gefunden hatte. Körper von Menschen oder Tieren. Und waren es nur Überreste aus verbrannten Knochen. Es war

wirklich ein Gefühl, als hätten die Menschen diese Häuser schon lange verlassen. Die Menschen und ihre Tiere. Die Stadt zurückgelassen für den Prozess der Verwitterung durch Sonne, Regen und Sturm.

Sayumi blickte durch einen Türspalt und stellte fest, dass der Raum dahinter ein Kinderzimmer gewesen sein musste. Spielsachen lagen verteilt am Boden und die Bettdecke lag unsauber zusammengerollt vor dem Bett. Sie schaute nach oben und glaubte, dass es in dieses Zimmer noch nicht hereingeregnet hatte. Sie drückte gegen die Tür, die sich mit leichtem Widerstand öffnen ließ, und balancierte um die Spielsachen aus Holz und Plastik herum. Ein Geruch stieg ihr in die Nase, wie sie ihn schon seit Ewigkeiten nicht mehr wahrgenommen hatte. Ein Geruch, der Leben bedeutete. Sie konnte riechen, ja sogar schmecken, dass vor nicht allzu langer Zeit jemand hier gewesen sein musste. Doch nun waren sie offenbar alle verschwunden. Geflüchtet aus der Stadt, in die Sayumi sich wieder hineinwagte. Erschöpft und seufzend setzte sie sich auf das Kinderbett, um sich zu erholen.

Nicht allein

Am liebsten hätte sie die Müdigkeit über sich kommen lassen, doch konnte sie nicht wissen, wie allein sie wirklich war. Es war an der Zeit, vorsichtiger zu werden und gegen die Unachtsamkeit anzukämpfen. Um sich gegen die Kälte zu schützen, zog sie die Decke, die am Boden gelegen hatte, immer weiter zu sich hoch, um sie um sich herum zu legen. Allmählich beruhigten sich ihre eisig zitternden Muskeln und ihr Körper begann sich zu entspannen.

„Ganz kurz die Augen schließen, nur ganz kurz ...“, sagte sie zu sich selbst und tat es kurz darauf auch.

Den Kopf leicht gesenkt und ihr Bewusstsein entspannend ruhte sie in dieser Position – bedacht darauf, sich nicht von der Erschöpfung besiegen zu lassen. Kontrolliert ruhig hielt sie den Atem und horchte aufmerksam in die Stille unter dem Regen. In die Stille, die nun unterbrochen werden sollte. Sayumi schreckte auf, als sie ein Poltern von nebenan vernahm. Ein Poltern, gefolgt von einem tiefen Grummeln. Sayumi erschrak fürchterlich und versuchte, sich aus der um sie gewickelten Bettdecke zu befreien. Sie sprang auf und wollte mit einem Satz in einem geöffneten Kleiderschrank auf der gegenüberliegenden Seite verschwinden, als sie sich mit ihren langen Beinen im Bettbezug verknotete und zu Boden stürzte.

„Aua!“, rief sie vor Schreck und räumte somit jede Chance beiseite, in dem Haus unentdeckt zu bleiben. Ein wenig Glück hatte sie dennoch, als sie relativ weich auf dem Boden aufschlug und sich somit nicht mehr als einen kleinen Schrecken zuzog. Gerade in dem Moment, als sie sich wieder aufrappeln und mit den Füßen aus der Decke befreien wollte, schlug die Tür vollständig auf. Entsetzt starrte sie in die Richtung.

„Hallo, ist hier jemand?“

Mit diesen Worten betrat ein Mann den Raum. Als er Sayumi am Boden bemerkte, schritt er mit ausgestreckter Hand auf sie zu.

„Hey Mädchen, bist du verletzt?“

Was nun? Was nun?

Sayumi war sich unsicher, wie sie sich verhalten sollte, als dieser Fremde in den zerrissenen Hosen auf sie zu schritt. Er trug eine braune, schmutzige Jacke und sein Haar war wohl von Feuer angesengt worden. Es war ein grausiger Anblick, der ergänzt wurde von Schrammen und kleineren Wunden überall auf der freiliegenden Haut.

„Hab keine Angst.“ Der Mann schien zu bemerken, dass Sayumi Angst vor ihm hatte, und blieb deswegen stehen und zog seinen Arm zurück. Während er sprach, wischte er nervös mit seinen Handflächen über den beschädigten Stoff seiner Hose.

„Ich habe ... ich habe nur nach einem trockenen Ort gesucht und bin dort hinter der Tür über etwas gestolpert ...“ Sayumi sah ihn an und konnte nun auch das Poltern, das sie vernommen hatte, zuordnen. „Und dann hab ich dich hier drinnen gehört ... Wolltest du dich verstecken?“

Sayumi sah ihn weiterhin sprachlos an.

„Ich tue dir nichts. Ich bin selbst froh, noch am Leben zu sein. Hast du gesehen, was draußen passiert ist?“ Er deutete mit der Hand zum Fenster, das von einer schweren Jalousie bedeckt war. Sayumi wusste genau, was er meinte, und musste schlucken. Zögerlich reichte sie ihm ihre kleine Hand, damit er ihr beim Aufstehen helfen konnte. Der Fremde kam ihr entgegen und mit Leichtigkeit zog er Sayumi zurück auf die Beine.

„Dir muss kalt sein ...“, bemerkte er, als er einen flüchtigen Blick auf ihre Kleidung warf. „Du hast nicht mal Schuhe an.“

Sayumi erwiderte nichts, sondern nickte nur still und leise mit zusammengekniffenen Augen. *Wie recht er doch hatte*, dachte sie. Der Mann ließ ihre Hand los und drehte sich von ihr weg.

„Irgendwo muss es hier doch noch etwas geben. Ich sehe mich um. Warte du hier.“ Eilig wollte der Mann aus dem Zimmer stürmen, um Sayumi etwas anderes zum Anziehen zu suchen.

„Warte ...“

Sayumi verschluckte den Rest, aber der Fremde tat wie geheißen und drehte sich halb zu ihr um.

„Hm?“

„Wie heißt du?“, fragte Sayumi neugierig.

Still sah der fremde Mann sie an und schien über etwas nachzudenken. *Hatte er seinen Namen vergessen?* Er zwinkerte einige Male mit den Augen und blickte zu Boden. Dann schaute er nach links zu dem geschlossenen Fenster und dann wieder in Richtung der fragenden Sayumi.

„Ich ... ich werde dir was zum Anziehen suchen“

Und sofort verschwand der Mann aus dem Zimmer zurück in den dunklen Flur. Sayumi blickte ihm verwundert nach. Vielleicht konnte er sich ja tatsächlich nicht mehr an seinen

Namen erinnern. Oder wollte er ihr den Namen einfach nicht sagen? Irgendetwas störte Sayumi an ihm. Irgendetwas war da, das eine Unruhe in ihr aufschäumen ließ. Sie war einfach verunsichert, dachte sie im Stillen. Aber wem sollte sie denn überhaupt noch vertrauen?

Sayumi setzte sich zurück auf das Bett. Diesmal aber ohne die dicke Bettdecke, die ihr zum Sturz verholfen hatte. Sie hörte das Wühlen und Stolpern aus den Zimmern nebenan. Die Geräusche, die der Namenlose auf der Suche nach Kleidern für sie machte. *Was machte ihr an ihm so Sorgen?* Vielleicht kam sie einfach nicht damit zurecht, wenn jemand so offen und hilfsbereit auf sie zuing. Sie war schon oft genug leichtgläubig ins Unglück gerannt.

Ich heiße Cathy ... und wie ist dein Name?

Eine Stimme schoss ihr durch den Kopf und unterbrach ihre Gedanken.

Ich heiße Cathy ...

Sayumi versuchte, die Stimme von sich abzuschütteln. Diese unnatürlich freundliche Stimme.

Hallo Sayumi, es freut mich, dich kennenzulernen, fuhr die Stimme in ihrem Kopf fort.

„Geh weg ...“, flüsterte Sayumi. „Lass mich in Ruhe, wer auch immer du bist. Verschwinde!“

Du musst mir zuhören, ganz genau zuhören.

Die Stimme in ihrem Kopf dachte nicht daran, sie in Ruhe zu lassen. Sie wollte nicht verschwinden.

Das ist ganz, ganz wichtig.

Sayumi kniff die Augen zusammen und hob die Hände schützend vor ihr Gesicht.

Du bist ganz doll krank, Sayumi.

„NEIN!“

Sayumi rief dieses Wort lauter, als sie eigentlich wollte, und es ertönte daraufhin die tiefe Stimme des Fremden aus einem der anderen Zimmer:

„Hast du mich gerufen? Ist alles okay bei dir?“

„Ja!“, rief Sayumi. „Alles in Ordnung“, log sie zu ihm herüber.

Neue Ordnung?!

Auch für sie, die sich allmählich an das Geschehene gewöhnt hatten, war es immer wieder eine gespenstische Erfahrung, sich inmitten der Ruinen auf die Suche nach Nahrung zu begeben. In kleinen Gruppen aus zwei bis maximal fünf Männern und Frauen zogen die selbst ernannten Rebellen durch die Straßen. Den Hubschrauber der Regierung hatten sie unter unschönen Bedingungen vom Himmel geblasen und nun war der nächste Schritt, sich auf die Suche nach den Trümmern der Versorgungsgüter zu machen.

Es war natürlich ein riskantes Unterfangen gewesen, einfach blind auf das Fluggerät zu feuern. Vielleicht hatten es die Güter überhaupt nicht überstanden. Vielleicht waren sie in alle Richtungen verstreut worden, als der Hubschrauber trudelnd gen Erde stürzte. Vielleicht waren sie auch mit dem Rest der Maschine einfach den Flammen zum Opfer gefallen und zu Asche geworden. Die neue Ordnung hatte sicher ihren Preis und niemand hatte behauptet, dass es einfach werden würde.

Am Anfang war es nur eine Spinnerei von Wenigen gewesen, die im Suff sich selbst zu den neuen Bürgermeistern von Fairport ernannt hatten. Doch in den darauffolgenden Stunden und wenigen Tagen erregte diese Idee immer weiter das Interesse ihrer Mitmenschen. In der Angst und der

Verzweiflung, die sich breit machte beim Anblick der Toten und derer, die ihnen alsbald folgen sollten, entwickelte sich eine immer weiter wachsende Gemeinschaft. Natürlich brauchte so eine Gemeinschaft eine Führung. Diese wurde nicht gewählt. Sie stand einfach von vornherein fest. Es waren die drei Männer, die bereits zu Anfang unter starkem Alkoholgenuss darüber gescherzt hatten.

Bret Winkles schritt an vorderster Front durch die Straßen. Er trug eine dunkle Hose aus kräftigem Stoff und optisch passend dazu eine graue Jacke mit marmoriertem Muster, die vor Nässe und Wind schützte. Sein automatisches Gewehr trug er mit dem Lauf nach unten mit beiden Händen vor seinem Körper. Er war von schlanker Statur und unterdurchschnittlich groß. Oft musste er zu anderen aufsehen, um ihnen in die Augen zu blicken. Doch seine feste Stimme, seine strukturierte, strategische und logistische Planungsfähigkeit ließen ihn weit größer erscheinen und brachten ihm den Respekt der meisten anderen ein.

Dicht gefolgt wurde er von seinem Bruder William. William war ein paar Jahre jünger als Bret, doch hatte er ein älter wirkendes Erscheinungsbild. Meist trug er einen leichten Bart, der unregelmäßig in seinem Gesicht wuchs, was ihm auf den

ersten Blick ein ungepflegtes Aussehen verlieh. Seine kurzen Haare waren von einer schmutzigen Strickmütze verdeckt. Er trug einen dunklen, grünen, ebenfalls schmutzigen Regenponcho, der ihn vor den schlechten Witterungsverhältnissen, die in diesen Tagen herrschten, beschützte. Niemand von ihnen wollte es sich erlauben, krank zu werden. Nicht jetzt, wo sie Hoffnung hatten, endlich frische Versorgungsgüter zu finden.

Der Dritte von ihnen hielt sich mit Vorliebe im Hintergrund auf. Er war der Ruhigste von ihnen und hörte auf den Namen Stephen White. Er mischte sich gern unter ihre Gefolgsleute, die sich mit ihnen zusammen gegen die Regierung verschworen hatten. Obwohl meist so still, war er dennoch der Radikalste, wenn es ums Ganze ging. *Stille Wasser sind tief*, so sagte man, und bei Stephen traf dies zu hundert Prozent zu. Sein unscheinbares, sauberes Erscheinungsbild machte nicht gerade den Anschein, als wäre er in einer beinahe vollständig zusammengebrochenen Stadt zu Hause. Er wirkte eher wie ein Geschäftsmann, der sich in den Slums nach neuen Schnäppchen auf dem Immobilienmarkt umsehen wollte. Er trug einen langen, schwarzen Mantel und hatte sorgfältig gekämmtes Haar. Die großkalibrigen Pistolen, die er immer bei sich führte, sah man nur, wenn man es wirklich darauf anlegte.

Er war auch derjenige gewesen, der den Abschuss des Hubschraubers befohlen hatte. Zwar glaubten die meisten, dass Bret unter ihnen das Sagen hatte, doch in Wahrheit holte sich Bret seine Ideen in erster Linie von Stephen. Es lag dann nur noch an Bret, die Ideen auszuarbeiten und taktisch klug zu verfeinern, sodass auch ganz bestimmt nichts schiefgehen konnte.

Und so streiften die Männer, die sich dazu auserkoren fühlten, eine neue Ordnung unter den Überlebenden zu schaffen, durch die Reste der Stadt. Vorbei an Toten, an mehr oder weniger als solche erkennbaren Leichen. Und vorbei an Bergen aus Felsen und metallischem Schrott.

„Ein Navigationssystem würde hier keine guten Dienste mehr leisten“, scherzte Bret und schaute über die Schulter zurück zu seinem Bruder William.

Nickend lächelte ihm dieser zur Bestätigung zu und auch vereinzelt andere, die ihnen folgten, mussten über diese Aussage schmunzeln. Die Menschen waren froh, dass sie ihren Sinn für Humor nicht vollständig verloren hatten. Oft war dies das Einzige, was ihnen noch blieb.

„Du, Bret ...“, sagte William, der kurz darauf mit schnellen Schritten zu seinem Bruder aufholte.

Neugierig blickte Stephen an die Spitze des Konvois aus Menschen und sah, wie seine beiden Gefährten anfangen, sich im Gehen zu unterhalten. Angestrengt versuchte er, durch die polternden Schritte und den Regen hindurch zu hören, was sie sagten. Doch war er zu weit von ihnen entfernt. Bret schien seinem Bruder bei etwas zuzustimmen und William redete ohne Unterlass weiter. Nicht dass es Stephen beunruhigt hätte, doch ihn trieb nun mal eine paranoide Neugier zu allem, was er nicht bereitwillig mitbekam.

Im Gespräch vor ihm deutete Bret mit seinem Gewehr in den Himmel und daraufhin wieder in Richtung des nassen, schlammigen Bodens. Wahrscheinlich unterhielten sie sich über den folgenreichen Absturz der Maschine, den sie hervorgerufen hatten. Jeder von ihnen war zu Anfang selbst erschrocken gewesen, als ihre Freunde und Kameraden mit in die Luft gehoben wurden und – als dann der Helikopter zu schwanken begann – durch die Luft gewirbelt waren wie leblose Puppen. Stephen war sich sicher, der Aufwand und der Verlust zweier Männer waren es wert in Anbetracht dessen, wie lange sie sich mit den Gütern – wenn sie sie denn fanden – versorgen konnten.

„Hey!“ , rief eine Stimme aus dem Hintergrund.

Die Männer an der Spitze drehten sich zu deren Herkunft herum. Auch Bret wollte es ihnen gleich tun. Als er aber den Grund für den Ruf erkannte, blieb er mit einem Ruck stehen und ließ die anderen an sich vorbeiziehen. Einige von ihnen hatten den Ruf nicht bemerkt oder wollten ihn nicht beachten, andere versuchten, dessen Herkunft und Sinn zu ergründen. Auch die Brüder William und Bret erkannten von selbst, worum es ging. Auf der anderen Seite der Straße, auf der anderen Seite des zertrümmerten Häuserblocks, stiegen tiefschwarze Rauchschwaden auf und trockneten den Regen mit ihrer Hitze noch in der Luft.

„Das muss es sein“, sagte William zu seinem Bruder Bret. Dieser nickte zustimmend.

„Hey, da muss der Vogel runtergekommen sein. Lasst uns nachsehen, was davon übrig geblieben ist.“

Die Stimmen verwachsen ineinander, aber eine allgemein heitere Stimmung ging durch die Reihen.

„Hast du eine Ahnung, wie wir da schnell rüberkommen?“, fragte William, als sich ihnen Stephen mit schnellen Schritten

aus den hinteren Reihen näherte. Die Brüder sahen zu ihrem Kameraden und warteten darauf, dass er etwas sagte.

„Wenn wir dort drüben zwischen der Bar und dem alten Drugstore einbiegen, dann sollten wir es auf einen freien Hinterhof schaffen und von dort über die Parkplätze höchstens noch vereinzelt Zäune als Hindernisse vor uns haben.“

Stephen deutete mit seiner ausgestreckten Hand die Straße hinunter, während er seinen Weg erklärte. William nickte und er wusste wieder genau, warum Stephen der heimlicher Leiter ihrer Gruppe war. Es war, als hätte er die Straßen von Fairport selbst in die Grundrisse der Stadt eingezeichnet. Er kannte einfach alles und jeden. Woher das kam? Das war ihnen so ziemlich gleichgültig.

Der Regen begann allmählich nachzulassen und nur noch wenige Tropfen plätscherten auf die nach oben gerichtete Handfläche von Bret, der sich nun zu ihren Gefolgsleuten umdrehte.

„So, weiter geht's! Wir haben den Vogel beinahe erreicht. Dort vorn hinterm Drugstore gehen wir durch die Gasse auf die andere Seite des Blocks.“

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

„Sollte wirklich kein großes Ding sein, aber haltet trotzdem die Augen offen. Wir wissen nicht, wem wir alles begegnen könnten, der dieselbe Idee hatte wie wir.“

Die Männer setzen ihren Weg fort. Diesmal gingen die drei Führenden in einer Reihe und die folgenden Massen in kleinen Grüppchen hinter ihnen her.

„Was machen wir, wenn davon nichts mehr zu gebrauchen ist?“, fragte William. Stephen reagierte nicht und hielt seinen Blick weiter geradeaus gerichtet.

„Daran dürfen wir nicht denken. Und außerdem kann ich mir das beim besten Willen nicht vorstellen. So viel Pech können wir gar nicht haben“, scherzte Bret.

„Hmm ...“ William nickte und gab nur einen nachdenklichen Laut von sich.

Die Straße war nass, ihre Kleider vom Regen durchtränkt, aber voller Hoffnung und der Überzeugung, das einzig Richtige zu tun, folgten die Männer und Frauen diesen drei selbstsicheren Menschen, die ihnen die einzig wahre und richtige Entscheidung nahegebracht hatten: Sich selbst!

Stimmen gen Himmel

Erschöpft kniete Allegra vor der Tafel, die ihre Brüder ihr angerichtet hatten. Es war weniger eine Tafel, wie man sie aus den Adelshäusern kannte. Man konnte es eher mit der Tafel für die Hilfsbedürftigen vergleichen. Das Brot war selbst gebacken, der Käse und das Fleisch kamen aus einem alten Warenhaus. Allegra dachte nie darüber nach, dass sie es gestohlen haben könnten. Das Haus stand leer und der Strom war ausgefallen. Die Lebensmittel wären verkommen, wenn sie dort noch länger in den dunklen Hallen gelegen hätten. Also hatte sie ihre Brüder damit beauftragt, so viele Lebensmittel von dort zu holen, wie sie tragen konnten. Und das waren eine Menge. Dennoch hatte niemand von ihnen jemals über eine Verschwendung von Lebensmitteln nachgedacht. Wer konnte denn schon wissen, wie lange sie unter diesen Zuständen noch überleben mussten? Wie lange würde es bis zu ihrer Erlösung noch dauern? Wann würden sie geholt werden und endlich gen Himmel fahren?

Das waren die Fragen, die Allegra in ihren stillen Gebeten immer wieder stellte. Es war für sie der einzige Sinn, am Leben zu bleiben. Sie würde es schaffen. Und wenn sie früher gehen sollte als geplant, dann mochte es eben so sein. Trotzdem

machte ihr der Gedanke Angst, denn sie wusste, der einzige Weg in das ewige Leben war die Hand des Mädchens, das auf dem Weg zu ihnen war. Das mit der ihr gegebenen Kraft ein Zeichen setzen würde. Ein Tor öffnete, in dem es wie in einer U-Bahn-Station mehrere Wege und Richtungen gab. Und nur mit der Güte des Mädchens – der Botin – wäre ihr der Zutritt in das Himmelreich gewährt.

„Allegra?“ Eine ruhige, jugendliche Stimme riss sie aus ihrem Gebet und ließ sie die Augen öffnen. „Möchtest du noch etwas trinken?“

Allegra blickte auf ihr halb leeres Glas, das mit Wasser gefüllt war. Wasser in Weingläsern – eine merkwürdige Kombination, dachte sie. Dann sah sie zu dem Jungen auf, der ihr gegenüberstand.

„Nein, nein, danke“, sagte sie mit der immer freundlichen, leicht heiser klingenden Stimme. „Ich habe noch und das wird auch reichen. Danke, Bruder.“

Der Junge nickte ihr freundlich zu und wandte sich dann von ihr ab. Manchmal, aber auch nur manchmal, wünschte sie sich, dass sie einen anderen Kopf hätte. Dass sie frei wäre von ihrem Wissen über die Wirklichkeit, nach der sie strebte. Dass sie sich einfach den falschen, menschlichen Gefühlen hingeben konnte.

Der Lust und dem Sinnlichen. Dem ihr Verbotenen und Verachteten. *Warum? Warum waren die Menschen gemacht, um Dinge zu wollen, die ihnen verwehrt bleiben sollten?* Allegra war sich bewusst, dass diese Gedanken, die zwar still und heimlich waren, dennoch gehört wurden – von dem, der sie und ihre Brüder erlösen sollte. Das bedeutete, sie würde wieder beichten müssen. Sie musste ihre Gedanken und ihre Buße aussprechen und um Vergebung bitten. Denn alleine das Denken und Fühlen stellten ein gebrochenes Gesetz dar, was eine Strafe wert war.

„Habt ihr schon was Neues herausgefunden?“, fragte sie in den Raum hinein, wo sich weitere ihrer Brüder geschäftig aufhielten. Einer von ihnen stand von seinem Tisch in der Ecke auf und ging zu Allegra hinüber.

„Wir haben sie verloren.“ Allegra hatte es sich bereits gedacht und dennoch machte sich Enttäuschung in ihrem Innern breit.

„Mach dir keine Sorgen. Wir tun das auch nicht.“ Die Stimme des Bruders war hell, aber fest.

„Sie wird kommen, sie wird kommen. Genauso, wie du es uns gesagt hast.“ Ein wenig nervös musste Allegra lächeln, als sie das letzte Stück ihres Brotes mit den Zähnen zerkaute und hinunterschluckte.

„Vertraue dir und deinen Worten, Allegra. Vertraue ihm.“ Der Bruder schaute an die hohe Decke des Kirchengewölbes, so als könnte er hindurch in den Himmel sehen.

„Danke, Bruder. Danke euch.“ Allegra stand auf und wischte sich die Hände an einem als Serviette benutzten Handtuch ab. Dann legte sie es neben den Teller auf den Tisch. „Würdet ihr dann bitte ...“

„Natürlich, geh du nur und ruhe dich ein wenig aus. Du hattest einen harten Tag.“ Verwundert blickte Allegra ihren Bruder an und auch andere Brüder im Raum schauten nun in seine Richtung – Allegra fragend und ihre Brüder fordernd. Für einen Moment dachte Allegra darüber nach.

„Harter Tag ... Hm.“

Dann schüttelte sie unscheinbar den Kopf und drehte sich um, damit sie den Raum durch die massive Holztür verlassen konnte. Sie schloss die Tür hinter sich mit einem angestregten Ruck und bemerkte nicht, dass sich hinter der nun verschlossenen Tür eine hitzige Diskussion entfachte. Sie hörte nur undeutlich raunende Stimmen, die sie aber hinter sich lassen wollte.

Schütze sie, dachte sie.

Einkleiden

Sayumi war wieder in ihre Gedanken versunken, als die Tür zu dem Zimmer, in dem sie sich befand, eilig aufgestoßen wurde. Hastig blickte sie auf und sah den unbekanntenen Namenlosen inmitten der Tür stehen, mit etwas auf dem Arm, das wie Stoffballen aussah.

„Ich habe etwas gefunden, das dir möglicherweise passen könnte“, sagte der Mann.

„Ich weiß, das ist vielleicht nicht gerade modisch ...“

Er reichte Sayumi die übereinandergelegte Kleidung. Sie sprang auf und griff hastig danach. Sie war froh, endlich aus den nassen Klamotten rauszukommen.

„Aber besser, du kommst aus deinen nassen Klamotten raus, um nicht krank zu werden.“

Sayumi musste lächeln, als der Fremde das aussprach, was sie genau in diesem Moment gedacht hatte.

„Danke“, sagte sie kleinlaut und umklammerte die trockenen Kleider mit beiden Armen vor ihrer Brust.

Sayumi stand regungslos da und wartete, bis der Fremde von selbst den Raum verließ. Doch er bewegte sich nicht. Er stand steif hinter Sayumi und starrte sie wartend an. Nervös blickte sie, ohne den Kopf zu bewegen, nach links und zu ihrer Rechten. Es war ihr natürlich unangenehm, wie er sie anstarrte, ohne zu gehen.

„Entschuldigung, aber könnten ...“, begann sie leise.

„Oh ja, tut mir leid. Wie unhöflich von mir. Ich werde dich dabei natürlich alleine lassen.“ Erleichtert entspannte Sayumi sich wieder und lauschte seinen Schritten, ohne sich zu rühren.

„Ich gehe nun raus“, versicherte der Fremde ihr. „Hörst du, ich gehe raus und schließe die Tür hinter mir.“

Er trat, ohne dass sie es sah, durch die Zimmertür und zog diese vorsichtig so weit zu, dass sie im Schloss einrastete.

„Wenn du etwas brauchst, dann ruf einfach“, ertönte seine Stimme leicht spöttisch durch die verschlossene Tür vom Flur herein an ihr Ohr.

Sie fand das überhaupt nicht witzig. Langsam drehte Sayumi sich um, damit sie sich versichern konnte, dass die Tür wirklich verschlossen war. Einen Schlüssel gab es zu ihrem Leidwesen nicht. Kurz sah sie sich um, nach etwas, womit sie die Tür

zusätzlich versperren konnte, fand aber nichts dergleichen. Keinen Stuhl, den man unter die Klinke stellen konnte. Kein Brett oder einen Besen, um die Tür zu verkanten oder zu verkeilen. Naja, es war immerhin ein Kinderzimmer und der kleine Stuhl aus Plastik, der ihr als Einziges auffiel, war nicht annähernd stabil und groß genug, um ihr zu genügen.

Sayumi fand sich mit der gegebenen Situation ab und legte die neuen Kleider vorsichtig auf das Bett, auf dem sie eben noch gesessen hatte. Sie faltete die Kleider auseinander und begutachtete sie. Einer der schwarzen Schuhe rutschte vom Bett und purzelte zu Boden. Sayu hob ihn eilig auf und betrachtete sein Aussehen und seine Größe. Es war ein schwarzer, flacher Schuh, in den sie ziemlich einfach hineinschlüpfen konnte. Er war oben offen und nur eine breite Schnalle verlieh ihm ein wenig Festigkeit. Nicht unbedingt die Art von Schuh, die man in den Ruinen von Fairport tragen sollte. Wohl eher gedacht, um damit tanzen zu gehen. Wenigstens schien die Größe zu passen, dachte Sayumi und legte die Schuhe nebeneinander auf das Bett.

Als Nächstes hob sie einen grob gestrickten Pullover in Schwarz hoch, um ihn neugierig zu betrachten. Er sah ein wenig groß aus und ... naja, der Kragen war wirklich weit.

Wenigstens war er trocken und würde sie vorerst warmhalten. Sorgfältig legte sie ihn neben die Schuhe. Sayumi musste innerlich ein wenig lachen, als sie die Shorts entdeckte, die von einer dunkelgrauen Strumpfhose überdeckt gewesen waren. Damit hatte sie ja nun gar nicht gerechnet und sie fragte sich, ob das gewollt war von ihrem fremden Kleiderfinder, dass sie nun mit Shorts herumlaufen musste, die ihr bis zu zwei Handflächen breit übers Knie gingen. Naja, immerhin eine Strumpfhose.

„Das wäre ja noch schöner“, flüsterte Sayumi und bemerkte, dass es nun alles war.

Sie beugte sich hinab und begann ihre schmutzigen Füße und Beine mithilfe der Bettdecke so gut wie möglich zu säubern. Kontrollierend schaute sie noch einmal zur Tür hinter sich, ob sie wirklich noch geschlossen war. Wem würde sie denn schon trauen können? Schon gar nicht einem Fremden, der ihr Shorts und Strumpfhosen zum Anziehen schenkte.

Sayumi begann in die Strumpfhose zu schlüpfen, und so gerne sie auch ihre Unterwäsche losgeworden wäre, das wäre ihr nun doch etwas zu viel der Naivität gewesen. Sie zog die Strumpfhose, so gut es ging, unter den schmutzigen Rock, und auch wenn sie ein wenig zu lang war, saß sie doch

überraschend gut. Sayumi knöpfte ihren Rock an der Seite auf und ließ ihn zu Boden gleiten. Hastig und im gleichen Zug griff sie nach der schwarzen Hose und zog sie so schnell wie möglich an. *Ein wenig locker*, fiel Sayumi auf, als sie mit ihren Daumen prüfte, wie fest sie saß. Verlieren würde sie sie wohl nicht, und wenn sie den unteren Rand des Pullovers hineinsteckte, sollte es gut sitzen.

Als Nächstes stellte sie die Schuhe auf den Boden und stieg mit ihren Füßen hinein. Auch ein wenig groß, aber als sie die Schnalle ein wenig fester zog, hatte sie das Gefühl, ganz gut in ihnen laufen zu können. Noch einmal schaute sie sich in dem Zimmer um und begann dann damit, ihre Bluse aufzuknöpfen. Sie fühlte, wie es ein wenig kühl auf ihrem Oberkörper wurde, und die kleinen Härchen auf ihrer Haut begannen sich aufzurichten. Die Bluse hatte Schmutz angesetzt, der sich auf unangenehme Weise mit ihrer Haut verband. Sayumi griff noch einmal nach der Bettdecke und schüttelte sie ein wenig, sodass das Innenfutter sich an einer Seite sammelte. So konnte Sayumi den feinen Bettbezug dazu verwenden, sich ein wenig von dem Schmutz zu befreien.

„Was würde ich nun für eine Dusche geben?“, fragte sie sich.

„Ist bei dir da drin alles in Ordnung?“ Dumpf und neugierig erklang die Männerstimme aus dem Flur.

„Ja ... ja, ja, alles in Ordnung. Ich bin gleich so weit“, antwortete Sayumi.

„Kann ich dir behilflich sein? Wir haben nicht viel Zeit ...“ Sayumi verzog das Gesicht angewidert. „... und außerdem hat es aufgehört zu regnen. Wir sollten den Moment nutzen, um von hier zu verschwinden.“

„Ich bin gleich so weit“, versicherte Sayumi dem Fremden noch einmal eindringlich.

Sie hatte gerade ihre Antwort ausgesprochen, da erklang ein Klicken hinter ihr und sie fühlte, wie ein Zug kalter Luft durch die sich öffnende Tür zu ihr hereinwehte. Sayumis Augen weiteten sich, während sie da mit dem Rücken zur Tür stand und ihre Bluse bereits halb ausgezogen hatte. Sie konnte sich nicht bewegen und wartete ab, was passieren würde. Sie wartete auf ein Zeichen. Auf welches Zeichen, wusste sie nicht. Doch auf irgendetwas wartete sie.

Der Fremde stand ihr im Rücken. Er hatte die Tür hinter sich geschlossen und schritt weiter an das Mädchen heran, das dort

mit halb freiliegendem Rücken regungslos vor ihm stand. Sie regte sich nicht und er wusste auch, warum. *Sie hatte Angst*, dessen war er sich natürlich sicher. *Doch musste sie Angst haben?* Nein, nein, natürlich nicht. Er wolle ihr nichts Böses, er würde ihr helfen. Helfen zu leben, zu fühlen. Zu Anfang würde sie sich weigern, wie all die anderen. Aber dann würde sie es über sich ergehen lassen, ja vielleicht würde es ihr sogar gefallen. In Zeiten wie diesen sollte man sich nicht mehr zurückhalten. Es war die Zeit, alle ihre Gelüste auszuleben.

Er machte einen weiteren Schritt auf das Mädchen, das sich als Sayumi vorgestellt hatte, zu. Nie hatte er so viel Gefühl empfunden, wie in den letzten Tagen. Er dachte an die Mutter, die Mutter und ihr kleines Kind, das dabei zugesehen hatte. Es hatte nicht wegsehen können und es hatte ihm gefallen. Ja, auch der Mutter des Kindes hatte es sicherlich gefallen. Leider passierte dann dieser kleine Unfall. Verflixter Regen. Er wollte doch nur mit ihr spielen und dann war sie gefallen – ungünstig gefallen auf den eisernen Pfahl dieses verflixten Zauns. Im Spiel hatte sie ihr Leben gelassen.

„Was ... was wollen Sie?“, fragte Sayumi zitternd. Der Mann sagte nichts, sondern stellte sich nun ganz dicht hinter sie, die soeben ihre Bluse wieder zurechtrücken und schließen wollte.

„Schhhhh, lass das, du siehst gut aus“, flüsterte der Mann in einem Tonfall, der für sie einer der unheimlichsten war, die sie je vernommen hatte.

„Bitte, bitte lassen Sie mich.“

Der Fremde griff langsam nach dem Kragen ihrer Bluse und zog diese wieder herunter, um Sayumis Rücken freizulegen.

„Ich bitte Sie, lassen Sie das.“

„Was soll ich lassen?“

Der Mann schob seine Finger langsam auf den Verschluss von Sayumis BH zu. Als sie die rauen Finger auf ihrer Wirbelsäule spürte, überkam sie ein Ekelgefühl und sie machte einen Sprung nach vorn, weg von dem Mann, der sie bedrängte. Sie machte einen Satz über die am Boden liegende Bettdecke hinweg und drehte sich auf der anderen Seite herum, mit dem Rücken gegen die Wand. Lächelnd stand der Mann inmitten des Kinderzimmers. Ein beängstigendes, verzerrtes Lächeln auf den Lippen. Und auf keinen Fall ein aufrichtiges.

„Komm her. Zier dich doch nicht so“ Mit dem rechten Zeigefinger deutete er vor sich auf den Boden. Hastig schüttelte Sayumi den Kopf.

„Gehen Sie weg. Lassen Sie mich in Ruhe.“

„Du weißt doch selbst, dass du das gar nicht willst. Hast du dich mal draußen umgesehen?“

Er machte einen weiteren Schritt auf Sayumi zu.

„Dort draußen ist nichts mehr, gar nichts ist übrig geblieben.“

Sayumi presste sich mit dem Rücken an die Wand, in der Gewissheit, nicht durch sie hindurchgehen zu können.

„Und darum ...“, begann Sayumi leise und ruhig zu sprechen, „... müssen Sie mir wehtun?“

„Ich tu dir nicht weh. Ich will dir nicht wehtun.“

Er machte einen großen Schritt über das Hindernis aus Stoff zwischen ihm und dem Mädchen hinweg.

„Ich weiß, dass es das Beste ist. Das Einzige, was man in dieser schweren Zeit noch tun kann, um zu überleben.“

Sayumi konnte nicht fassen, was er ihr da für einen Mist erzählte.

„Sie meinen, Sie müssen mich vergewaltigen?“

Das Wort machte Sayumi selbst einzig vom Klang her schon Angst und brachte sie dazu, sich panisch umzusehen.

„Was will ich? Das ist aber nicht das Wort, an das ein junges Mädchen wie du denken sollte.“ Sayumi wusste nicht, ob er verrückt oder einfach nur böse war.

„Ich weiß doch, dass du es auch willst. Es ist sicherlich neu für dich, aber du musst keine Angst haben.“

In dem Augenblick, in dem er nach Sayumis dünnem Arm griff, ließ sich das Mädchen zu Boden sacken und krabbelte eilig auf den Knien an seinen Beinen vorbei. Er hatte nicht damit gerechnet, dass sich das Objekt seiner Begierde plötzlich so schnell bewegen würde. Er schwang herum und hatte Mühe damit, sich auf den Beinen zu halten. Das drückende Gefühl zwischen seinen Beinen ließ ihn beinahe wahnsinnig werden.

„Halt, bleib hier!“, brüllte er wütend hinter Sayumi her, die sich aufrichtete und durch die offene Tür hastete. „Warum spielst du mit mir?“

Sayumi versuchte, seine Worte zu überhören, griff rücklings nach der Klinke der geöffneten Tür und zog sie zu sich, um sie zu verschließen. Beinahe rastete die Tür ein, doch dann

widerstand sie Sayumis Kraft und wurde zur Innenseite des Kinderzimmers hin wieder aufgerissen. Von einem Schmerzensschrei begleitet schlug sie mit dem Kopf hart gegen die Tür, verdrehte sich den Arm und stolperte zurück in das Zimmer.

„Hab dich!“, rief der Fremde, während Sayumi ihm zu Füßen auf dem Boden aufschlug und versuchte davonzukrabbeln. Brutal griff er nach ihrem Fuß und zog sie zu sich zurück, um sie unsanft auf den Rücken zu drehen.

Nun ist es um mich geschehen ..., wimmerte Sayumi in ihrem Innern und verkrampfte jeden ihrer Muskeln.

„Zier dich nicht so. Ich will dir wirklich nichts Böses, ich verspreche es dir.“

Aus einem Reflex heraus spuckte Sayumi ihrem Peiniger ins Gesicht. Dieser wischte sich den Speichel von der Wange unter dem linken Auge und schlug Sayumi mit dem Handrücken der rechten Hand mit aller Kraft ins Gesicht.

„Auuu!!“ Sayumi schrie auf, als ihr Kopf durch den Schlag brutal zu Boden gerissen wurde.

Sie war benommen und wusste für einige Sekunden nicht, wie ihr geschah. Ihre Sicht war unklar bis schwarz. Ihren Körper

konnte sie in diesem Moment nicht mehr spüren. Erst als der Angreifer begann, sich an ihrer Hose zu schaffen zu machen, war sie wieder bei vollem Bewusstsein und begann mit verzweifelten Versuchen, ihn von sich abzuschütteln. Dann ließ er von ihr ab und richtete sich über Sayumi auf, um sich umzusehen. Sayumi fühlte es auch. Die Luft schien kälter zu werden. Sie wurde kalt und fing an sich zu bewegen.

„Was zum Teufel ...?“

Der Mann war sichtlich durcheinander.

Ausgebrannt

Der vergangene Regen hatte das Feuer zu großen Teilen gelöscht. Tiefgraue Rauchwolken stiegen aus dem stählernen Trümmerhaufen, der einmal ein Hubschrauber gewesen war, hervor. Heiße Glut verglomm in den dunklen Furchen und tiefen Rissen, die den Blick in das Innere freigaben. Bret, William und Stephen standen in der ersten Reihe vor dem Wrack und begutachteten die Situation. Hinter ihnen, in gebührendem Abstand, fanden sich immer mehr ihrer Gefolgsleute ein. Sie sammelten sich in einem Halbkreis um ihre Führer und den qualmenden Trümmerhaufen herum.

„Den hat es ja ganz schön erwischt“, bemerkte Bret und trat mit dem Fuß gegen eine stählerne Platte, die wohl zuvor zur Außenverkleidung gehört haben musste.

William nickte seinem Bruder zu, während Stephen ein Tuch aus der Tasche zog, um es sich vor das Gesicht zu halten. Er beugte sich vor und versuchte, durch den dichten, räuchernden Schleier etwas im Inneren des Helikopters zu erkennen. Der aggressive Nebel und die vom leichten Wind aufgewirbelte Asche ließen seine Augen austrocknen und bedeckten seine Haut mit einem grauen Schleier.

„Das wird niemand überlebt haben“, stellte er murmelnd fest und zog sich schwer hustend von den Trümmern zurück. „Das hat sicherlich keiner überlebt“, sagte er dann lauter, während er sich zu seinen Kameraden umdrehte.

Bret wandte sich nun der Menschenmasse hinter ihnen zu.

„Irgendwo muss hier die Kiste mit den Versorgungsgütern sein. Schwärmt alle aus und sucht mir jeden Stein aufs Genaueste danach ab!“

Ohne zu zögern, begannen ihre Begleiter, sich um das Wrack herum zu verteilen. Sie durchsuchten die Umgebung nach der

stählernen Kiste mit den benötigten Gütern. Sie suchten in den Ruinen der Häuser und zwischen den verbrannten Pflanzen.

„Meinst du wirklich, von der ist noch was übrig geblieben?“, fragte William. Stephen drehte sich zu ihm herum.

„Wenn nicht, haben wir ein Problem und müssen uns weiter in Richtung Süden vorankämpfen. Die Nahrungsmittel werden knapp und hier wurde bereits alles geplündert.“

„Aber von wem?“, fragte William.

„Ich habe keine Ahnung“, musste Stephen gestehen. „Ich habe *noch* keine Ahnung“, präzisierte er noch einmal seine Aussage.

Stephen konnte sich nicht vorstellen, dass unorganisierte Überlebende in der Stadt so große Plündertouren unternehmen konnten, ohne dabei aufzufallen. Irgendjemand hatte sich noch organisiert und es galt herauszufinden, wer das war und ob sie das gleiche Ziel verfolgten. Stephen schritt so weit um das heiße Wrack herum, wie es ihm möglich war. Am Cockpit blieb er stehen und schaute durch die zersplitterte Frontscheibe. Die verschmorten Überreste des Piloten und seines Kopiloten waren mehr oder weniger zu erkennen. William und Bret folgten Stephen schweigend.

„Ob das wirklich nötig war?“, fragte William auf einmal mit einem leicht nervösen Unterton. Bret hatte nicht mit so einer Frage vonseiten seines Bruders gerechnet.

„Was willst du damit sagen?“, fragte er ihn mit einem forschenden Klang in der Stimme.

„Es ist okay“, beruhigte Stephen die Situation.

„Wir sind alle müde und so etwas zu sehen, ist für keinen von uns ein Vergnügen. Doch ja, William, es war notwendig. So leid es mir auch tut.“

William nickte und schaute wieder durch den schwarzen Rahmen des ehemaligen Cockpits. Die Kleider, die die Insassen getragen hatten, waren verbrannt und das schwarze Fleisch lag in Fetzen über den Knochen, die von der Glut immer weiter freigelegt wurden. Ein grausiger Anblick, der Übelkeit in William hervorrief. Angewidert wandte er sich von den verkohlten Leichen ab und schluckte hörbar und sichtlich schwer.

„Ist alles okay?“, fragte ihn sein Bruder.

„Ja, ja, alles okay. Es geht schon wieder.“

Stephen schenkte den beiden keine Aufmerksamkeit und ging einige große Schritte über den freien Platz, auf dem sie sich befanden. Er sah sich um, und während er seinem Gefolge in den verschiedenen Richtungen nachschaute, dachte er über das nach, was eben das Thema gewesen war. Irgendwer musste noch aktiv sein. Irgendwer schien gegen sie zu spielen. Er blieb stehen und blickte in den Himmel. Er schaute in die Richtung, aus der sie gekommen waren, und versuchte zu rekonstruieren, welchen Weg der abstürzende Helikopter genommen haben musste. Wie die äußeren Einflüsse auf die Maschine gewirkt hatten und die schwere Kiste mit den Nahrungsmitteln sie weiter zum Trudeln gebracht hatte. Irgendwo musste sie runtergegangen sein.

Stephen drehte sich wieder herum und trat näher an das Heck des Trümmerhaufens heran. Es bestätigte sich sein Verdacht, der ihm soeben in den Sinn gekommen war. Die Kiste musste sich mitsamt des Krans gelöst haben und irgendwo auf dem Weg verloren gegangen sein. Wahrscheinlich war sie in eines der höheren Gebäude eingeschlagen und hatte so den Lastenkrane aus seiner Befestigung gerissen. Wieder sah er in die Höhe und drehte sich im Kreis herum. Die Zeit arbeitete gegen sie und es war wichtig, schleunigst den Proviant zu finden. Er wollte keine weiteren Probleme riskieren, die sich

innerhalb ihrer Reihen ausbreiten konnten, weil Hunger und Durst die Menschen zur Unzufriedenheit drängten.

William und Bret kamen nun zu ihm, und während er, ohne sie zu beachten, weiter den Himmel absuchte, taten sie es ihm gleich.

„Hast du etwas gesehen?“, fragte Bret.

„Nein“, antwortete er, ohne den Blick abzuwenden. „Nein, ich denke nur, hier werden wir nicht fündig.“

„Was meinst du?“, fragte William.

„Ich meine ...“, er schaute nun zu seinen Kameraden.

„... dass die Kiste weiter dort vorn runtergegangen sein muss. Die wird, wenn wir wirklich Pech haben, in irgendeinem höheren Stockwerk liegen und darauf warten, geknackt zu werden.“ William und Bret begannen zu verstehen.

„Wenn sie nicht schon geknackt wurde“, fügte Bret hinzu.

„Das gilt es herauszufinden“, erwiderte Stephen nickend.

„Kommt alle zusammen, wir suchen woanders weiter“, befahl Bret.

Zur Ruhe

Noch immer zitterte Sayumi am ganzen Körper. Sie hockte zusammengekauert in der finsternen Ecke des Zimmers und starrte an die gegenüberliegende kahle Wand. Vor ihr hatte sich der schwarze Hund zur Ruhe begeben. Er lag da auf der Seite und hatte die Pfoten erschöpft angewinkelt. Im sanften Licht konnte Sayumi auch weiterhin die roten Sprenkel auf den Zähnen des Tieres erkennen – die roten Tropfen vom Blut seines Opfers. Sayumi legte den Kopf zurück und versuchte zu verdrängen, was hätte passieren können. Sie wollte vergessen, wollte nicht mehr daran denken, doch pressten sich die vergangenen Minuten in ihren Verstand wie Teig durch einen Spritzbeutel. Zäh und klebrig an ihr haftend zwangen sie sie, sich zu erinnern und erneut zu fühlen.

Der Fremde, der sich an ihr vergreifen wollte, hielt einen Augenblick inne, als der kühle Luftzug die Tür hinter ihnen leicht zum Knarren brachte. Sayumi hoffte auf einen Augenblick, den sie nutzen konnte, um sich zu befreien. Doch reichte ihre Kraft nicht aus, und als sie versuchte ihn von sich herunterzustoßen, gewann sie ungewollt seine Aufmerksamkeit zurück und wurde wieder mit aller Kraft zu Boden gedrückt.

Einen Arm legte er über ihre Brust unter ihren Hals und fixierte sie damit brutal auf dem schmutzigen Teppich. Mit der anderen Hand begann er, sich weiter an Sayumis Hose zu schaffen zu machen. Sie spürte den kalten Luftzug an ihrem Unterleib, gepaart mit den rauen Fingern ihres Peinigers, der sich trotz ihres Flehens und ihrer verzweifelten Versuche, sich zu befreien, daran machte, ihr die Hose herunterzureißen.

Sayumi verschluckte sich an ihrer Spucke und begann, mit Schmerzen in der Brust zu husten. Doch er ließ nicht von ihr ab. Er ließ ihr keine Chance und sie konnte fühlen, wie sich Schwärze um sie herum ausbreitete und ihr das Bewusstsein zu nehmen drohte. Diese kalten, gierigen Finger, die nach ihr griffen. Die ihr nehmen wollten, was ihrer Meinung nach das Einzige war, das Sayumi noch selbst gehörte. Die Gedanken, aufzuwachen und zerschunden und missbraucht in der Kälte zu liegen, einsam, verlassen und benutzt ... Benutzt von einem kranken und perversen Irren. Vielleicht würde sie gar nie mehr aufwachen. Vielleicht würde er, wenn er mit ihr fertig war, wenn er brutal und schonungslos in sie eingedrungen war, es damit beenden, dass er sie erwürgte. Erwürgte oder erschlug. Es gab so viele Arten, es zu beenden. Doch die meiste Panik hatte Sayumi vor der Tat an sich. Sie wünschte sich, dass es ein Ende haben würde – ganz egal wie.

Ein schleifender Klang, ein Rasseln und Klappern, und ohne dass sie es sah, öffnete sich die Tür.

„HAU AB, ZUM TEUFEL!“, brüllte der Mann, der auf ihr hockte, und zog die eine Hand von ihrem Körper zurück, während er Sayumi mit der anderen weiter am Boden fixierte.

Er richtete sich auf und versuchte, hinter sich zu schauen. Sie konnte fühlen, wie er zusammenzuckte durch das, was er da sah. Sein Griff lockerte sich ein wenig. Sayumi versuchte wieder, sich zu befreien. Die Schwärze, die ihren Verstand übermannen wollte, war wieder ein wenig in den Hintergrund geraten, was dafür sorgte, dass sie neuen Mut fasste. War sie doch nicht allein? Kam vielleicht ein edler Retter wie aus einem Märchen – der auf der Suche nach der Prinzessin in Gefahr war? Es war ein verrückter Gedanke, aber jeder Gedanke war besser als die nackte Angst. Und so redete sie sich selbst wieder Hoffnung und Stärke ein.

Sie wand und drehte sich und versuchte, seinen Griff zu lockern; versuchte zu sehen, wer dort seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Sie erwartete eine Stimme, eine zweite Stimme, die ihn zum Aufhören zwingen würde, doch nichts erklang. Stattdessen wurde ihr Körper mit einem Ruck befreit. Ein Ruck und der Schrei ihres Peinigers verging in einem

röchelnden Klang. Instinktiv presste Sayumi ihre Augen zusammen, um sie zu schützen, und als sie sie nur wenige Sekunden später wieder öffnete, war sie frei.

Sie schaute nach links und blickte in die Schwärze, die ihren Angreifer verschlang. Gigantische, tiefe Schwärze nahm ihm den Atem, die Luft und darauf das Leben. Blut spritzte an die Wand und auf den Boden, während Sayumi erkannte, was sie da gerettet hatte. Sie erkannte ihren neuen Begleiter wieder, den sie im Haus ihrer Eltern gefunden hatte. Knurrend und mit aller Kraft hatte sich der schwarze Hund im Hals des Mannes verbissen und rang ihn damit zu Boden – in die Leblosigkeit. Er hatte keine Chance gehabt. Die riesigen, blitzenden Zähne hatten sich sofort durch die Haut, die Adern und die Luftröhre geschnitten, diese zerrissen und den Saft des Lebens mit hohem Druck pulsierend aus der klaffenden Wunde gepresst. Voll verbissener Wut hatte das Tier sein Opfer gnaden- und chancenlos getötet. Was hatte er in den letzten Augenblicken gedacht? War ihm dazu noch eine Möglichkeit geblieben?

Erst, als das Blut schwächer aus der klaffenden Wunde rann, ließ der Hund von ihm ab und wandte sich – die nun roten Zähne leckend – Sayumi zu.

Angewidert, unter Schock stehend, aber doch irgendwo erleichtert begann sie damit, sich die Kleider wieder zurechtzurücken. Sie zog ihre Hose hoch und knöpfte sie zu. Dann zog sie sich hastig den zu großen Pullover über und rückte den Kragen so weit zurecht, dass ihre beiden Schultern von der warmen Wolle bedeckt waren. Der Hund putzte sich, reinigte intensiv seine Schnauze und seine Pranken. Sayumi hatte keine Angst, denn etwas sagte ihr, er würde ihr nichts tun. Hätte er dies vorgehabt, wäre sie bereits verblutet und damit so tot wie der Mann, der mit geöffneter Hose zu ihrer Linken an der Wand lag.

Dankend lächelte Sayumi ihren Retter an und streckte vorsichtig einen Arm nach ihm aus, um sich bei ihm mit einer Streicheleinheit zu bedanken. Ohne zu zögern, kam das Tier auf sie zu und Sayumi hatte Mühe, seinem unangenehm riechenden Atem zu entweichen. Das musste sie nun über sich ergehen lassen, dachte sie. Sie streichelte dem Hund über den großen Kopf und den kräftigen Hals. Er schien es zu genießen und es war, als gäbe es eine unbekannte Bindung zwischen den beiden.

„Wer bist du bloß?“, fragte Sayumi leise und bekam natürlich keine Antwort. „Warum hast du mich gerettet?“

Eine doofe Frage, wie sie selbst sofort feststellte, denn sollte sie doch einfach glücklich darüber sein und eine Antwort würde sie sowieso nicht bekommen. Sayumi durchwühlte das dicke Fell am Hals des Hundes und versuchte, ein Halsband oder eine Marke zu finden. Doch nichts dergleichen konnte sie ausmachen. Der Hund schien niemandem zu gehören oder er war lange genug einsam gewesen, um sich von den lästigen Anhängseln zu befreien. Sayumi gab es auf und nahm es, wie es war. Sie schaute sich um, ohne von dem Tier abzulassen, und griff mit einer Hand nach Lu Mays Tasche. Sie zog sie am beschädigten Gurt zu sich heran und umfasste sie mit ihrem Arm. Noch ein Blick auf den Toten zu ihrer Seite, dessen Anblick sie eigentlich hätte anwidern müssen. Doch der Gedanke an das, was er vorgehabt hatte, machte sie glücklich, ihn so zu sehen. Es war keine Zeit für Ekel.

„Lass uns von hier verschwinden. Kommst du mit?“, fragte Sayumi den namenlosen Hund, während sie sich daran machte, aufzustehen. Als hätte er sie verstanden, kläffte das Tier einmal und richtete seine nun wieder weitestgehend saubere Schnauze in Richtung der geöffneten Tür.

Der Regen musste nun vollständig aufgehört haben, denn das Prasseln von draußen war nicht mehr zu vernehmen. Mit der

Tasche und dem Hund, der sie zuerst vergeblich gewarnt und dann mit Erfolg gerettet hatte, an ihrer Seite. Es war Zeit, auf andere Überlebende zu treffen. Die würde sie wohl am ehesten im Zentrum der Stadt finden. Zumindest hoffte sie das und sie musste ja langsam anfangen, nach einem Ziel zu suchen.

Nach einer weiteren Stunde Fußmarsch durch die leere, wie ausgestorbene Vorstadt hatte ihr Körper erneut etwas Ruhe gefordert. Es dauerte nicht lange, bis sie ein weiteres, nun ebenfalls verlassenes Haus gefunden hatte, um sich darin vorübergehend zu verstecken. Nachdem sie und ihr Begleiter das Haus vorsichtig durchsucht hatten, begab sie sich in das einzige Zimmer, in dessen Schloss ein Schlüssel steckte, und verriegelte die Tür von innen.

Müde saß Sayumi im kleinen Zimmer und war froh, dass es so ausgegangen war. Es hätte schlimmer kommen können, doch hatte sie noch einmal Glück gehabt. Glück im Unglück, wie man so schön sagte. Sayumi war klar, dass ihr Begleiter sehr müde sein musste. Sie hatte ihm eine Schale mit Regenwasser auf den Boden gestellt. Etwas Essbares hatte sie nicht gefunden und sie selbst hatte langsam einen wirklich aufdringlichen Hunger. Doch der Hunger konnte sie auch nicht über die

Müdigkeit hinwegtragen. Erst einmal war es Zeit, ein wenig zu schlafen.

Sie fühlte sich hier sicher und beschloss im Geheimen, sollte sie diesen Schlaf ohne Schaden überstehen, würde sie für ihren neuen Freund einen Namen finden. Das war alles, was sie für ihn tun konnte, nachdem er sie vor dem Unglück bewahrt hatte. Aber jetzt war sie zu kaputt, sie konnte nicht klar denken und war froh darüber, dass sie nach mehrmaligem Durchspielen des Ereignisses und tränenlosem Weinen darüber endlich davon ablassen konnte. Wie durch einen Schleier vernahm sie das ruhige Atmen des Hundes. Sie lauschte dem Klang und passte sich seinem Atemrhythmus an. Sie fühlte sich zwar nicht besonders gut, aber immerhin sicher, und es war angenehm, in diesem Zustand müde zu sein. Sayumi schlief ein.

Von außen betrachtet

Der Tag schritt voran und der Nachmittag wurde gegen den Abend getauscht. Die Sonne hatte sich in all den Stunden nicht gezeigt, aber nun, da Sayumi schlafend in dem kleinen Zimmer lag und die vom Regen nassen Straßen allmählich trockneten, schaute die Sonne noch einmal zwischen den lichter werdenden

Wolken hindurch, als wollte sie feierlich den Mond ankündigen. Die gelben Strahlen tauchten die Ruinen der Stadt in einen goldenen Glanz – eine faszinierende Kulisse wie aus alten Zeiten. Dennoch war dieses Bild kein Zeugnis von Erfolg, von Erschaffenem oder Geleistetem. Es war der Beweis dafür, dass die Menschen entgegen all ihren Erwartungen nichts unter Kontrolle hatten.

Als der Tag vorüberschritt, wagten sich vereinzelte Menschen auf die Straße. Sie hatten Angst vor dem Tag, vor dem Licht, das sie verraten würde. Die Überlebenden verließen die Ruinen, um weitgehend staubfreie Luft zu atmen. Die kalte, staubige Luft und die Asche innerhalb der Häuser reizten ihre Lungen und Augen. Sie brachten sie zum krampfhaften Husten und machten die Schwächeren unter ihnen krank.

Fairport war abgeschnitten von der Außenwelt. Die Regierung arbeitete an einem Plan, die Stadt zu versorgen, doch Angst und Unsicherheit bestimmten die Aktionen. Niemand konnte wissen, was geschehen war, und die Vermutungen und Gerüchte einer bevorstehenden nuklearen Katastrophe wurden immer lauter. Bisher wurde nichts gemessen, was auf eine Verstrahlung hindeutete. Doch wie sah es in Fairport aus? Jeder Versuch, die Bevölkerung zu versorgen oder zu evakuieren,

wurde von dieser im Keim erstickt. Rettungseinsätze, helfende Militäroperationen wurden von Aggressoren innerhalb der Ruinen bekämpft. Mit direkter Waffengewalt und hinterhältigen Attentaten wurden die Versorgungsgüter brutal entrisen und die vom Staat eingesetzten Hilfstruppen vernichtet.

Die Regierung des Landes überlegte, mit welchen Mitteln es am ehesten möglich wäre, in die nun im Chaos versunkene Stadt einzutreten. Sicher gab es dort Überlebende, die nur auf ihre Rettung warteten. Unterdrückt von den Aggressoren, den rebellischen Aufständischen, die die Ruinen von Fairport nun ihr Eigentum nannten. In einer landesweit im Fernsehen und im Radio ausgestrahlten Ansprache wandte sich der Präsident an die Überlebenden der Katastrophe. Er bat um ihre Mithilfe und um das Einsetzen ihres Verstandes, um diese vielleicht größte Krise in der Geschichte des Landes gemeinsam zu überstehen. Er wandte sich persönlich an die rebellierende Bevölkerung und redete eindringlich bittend auf diese ein, sich helfen zu lassen und die Kampfhandlungen einzustellen. Er wies sie auf die Gefahr hin, die von dem unkontrollierten Kraftwerk ausging, das sich am Rande der Stadt befand. Er erinnerte an die Vorfälle in der Vergangenheit und deren Auswirkungen auf die Menschen und die Zukunft. Niemand wollte, dass es sich

wiederholte, und schon gar nicht so leichtsinnig aus blindem Hass und Gier heraufbeschworen.

Genervt

„Verschissene Lügner!“, schimpfte Bret und schlug auf den großen, schwarzen Knopf, um das batteriebetriebene Radio auszuschalten.

Das provisorische Regal, auf dem es sich befand, drohte unter dieser Wucht zusammenzubrechen. William hatte sich auf einer Holzkiste niedergelassen und beobachtete seinen tobenden Bruder. Stephen würdigte ihn keines Blickes und hatte sich die Zeit genommen, seine Waffen zu reinigen. Ihm war es schon immer wichtig gewesen, dass alles seine Ordnung und Reinlichkeit hatte.

Die Abendsonne drang durch die Oberlichter und erfüllte die große, alte Lagerhalle mit einem orangefarbenen Schein. Die Gläser an den Seitenwänden und am Dach waren zerbrochen und zu Boden gegangen. Die Rebellen, die das ramponierte Gelände einer Spedition zu ihrem Hauptquartier auserkoren hatten, hatten sich die Mühe gemacht, alles, soweit es ihnen möglich war, zu säubern und vom Schutt zu befreien. Sie

hatten mit größter Anstrengung damit begonnen, den groben Schutt und Schrott um das Gelände herum zu verteilen, um so die alten Zäune zu verstärken. Niemand von ihnen wollte riskieren, dass jemand Unbefugtes zu ihnen hereinkommen konnte. Die Zubringerstraßen, von denen es zwei gab, waren Tag und Nacht unter strenger Beobachtung im regelmäßigen Schichtwechsel. Die Wachen hatten sich in dem kleinen Pförtnerhäuschen niedergelassen. Die Mechanik der Schranken war zerstört und es gab hier sowieso keinen Strom, der diese hätte betreiben können, also wurden sie manuell mit Muskelkraft angehoben und wieder gesenkt. Zu ihrem Glück wurde nur selten davon Gebrauch gemacht, denn Benzin für die wenigen Fahrzeuge, die nicht einem Totalschaden unterlegen waren, war ebenso knapp wie der Strom für die Beleuchtung und andere Gerätschaften.

Wie verloren man sich fühlte ohne die alltäglichen Hilfsmittel. Immerhin hatten sie genug Wasser, Essen und Munition für ihre Waffen. William hatte ausgerechnet, dass sie bei ihrer momentanen Mannstärke und wohlrationiertem Konsum von Lebensmitteln bis zu zwei Monate überleben konnten. Und sie gaben die Hoffnung nicht auf, noch mehr zu bekommen.

Es war ein anstrengender Tag gewesen. Angefangen hatte er mit dem Abschuss des Helikopters und der Suche nach den verloren gegangenen Gütern, die dieser hatte liefern wollen. Die Vermutung war dahingehend richtig gewesen, dass der Container während des Absturzes in eines der Häuser geschlagen war. Sie hatten noch einige Stunden danach gesucht und zu ihrem Glück war er aufgrund der Wucht durch die oberen Etagen hindurch nach unten gebrochen. Unglaublich, wie massiv und beständig der Stahl war, aus dem die Kiste bestand, und wie marode und zerbrechlich das große Haus gewesen sein musste, durch dessen drei oder vier Etagen sie sich ins Erdgeschoss gefressen hatte. Nichts weiter als wenige Kratzer hatte sie abbekommen und sogar der Riegel, der den großen Deckel verschlossen hielt, war unbeschädigt gewesen. Es war nicht einfach gewesen, sie zu öffnen ohne den passenden Satz Schlüssel. Qualität konnte man ihr somit nicht absprechen. Dennoch gab es nichts, was William nicht mit ein wenig Fingerspitzengefühl und passendem Werkzeug zu knacken in der Lage war.

Nun, da der Abend hereinbrach und die Anspannung des Tages sich löste, breiteten sich Kopfschmerzen und Müdigkeit aus. Gepaart mit dem Genervtsein vom Unverständnis der anderen Überlebenden in der Stadt. Bret nervte es ungemein, dass die

anderen ihnen nicht folgen wollten und dass sich andere mysteriöse Organisationen gebildet hatten, um im Schatten gegen sie zu kämpfen. Nachdem er das Radio und damit die flehende Stimme des Präsidenten zum Verstummen gebracht hatte, schritt er nervös die Lagerhalle auf und ab. Er beobachtete die Menschen, die an den Seiten auf provisorischen Betten schliefen. An den Seiten, über denen es keine zerbrochenen Fenster gab. Sie waren alle müde und erschöpft und jeder wünschte sich einen Tag Ruhe. Doch jeder von ihnen wusste auch, es würde sie nicht geben. Nicht in diesen Zeiten. Nicht wenn sie ihr Ziel weiter verfolgen wollten, Fairport zu etwas Eigenständigem zu machen. Ihrem Eigenständigen.

Eine utopische Vorstellung, dachte Bret.

Doch klang alles so schön, so aufregend, *und was hatten sie denn zu verlieren?* Sie hatten alles, was sie zum Überleben brauchten. Und der Plan, die elektrische Versorgung wiederherzustellen, war etwas, das ihm Hoffnung gab und ihn in eine Richtung blicken ließ.

Stephen, du verschissener, genialer Mistkerl, dachte Bret, während er zu seinem Kameraden hinübersah, der weiterhin gründlich seine Waffe säuberte.

Die Sterne

Ein Brummen riss Sayumi aus ihrem tiefen Schlaf. Erschrocken öffnete sie die Augen und blickte in die Finsternis. Dunkle Strukturen erschienen vor ihren weit aufgerissenen Augen. Langsam setzten sich die Strukturen zusammen und sie erkannte wieder, wo sie sich befand. Sie hockte schläfrig und zusammengekauert in der Ecke des finsternen Zimmers. Das schwache Licht des Mondes schimmerte zwischen den zugezogenen und ranzigen Gardinen hindurch. Sie vernahm den ruhigen Atem des schlafenden Hundes zu ihren Füßen. Einen Augenblick lang dachte sie darüber nach, dass sie ihm noch immer keinen Namen gegeben hatte, als sie wieder von dem grummelnden Geräusch und Drücken in ihrem Magen aufgeschreckt wurde. Sayumi hatte Hunger. Sie wusste nicht, wie lange sie schon nichts mehr gegessen hatte. Sie hatte auch keine Ahnung, wie lange sie ohne Essen auskommen würde, aber es wurde Zeit, dass sie etwas zwischen die Zähne bekam. Durst hatte sie nicht, doch auch der würde nicht mehr lange auf sich warten lassen. Sayumi drückte die Hand gegen ihren Bauch, um das Grummeln zu unterdrücken.

„Schhhhh!“, flüsterte sie zu sich selbst und schaute auf, um zu sehen, ob der Hund darauf reagiert hatte. Tief und fest schien er zu schlafen und Sayumi fragte sich lächelnd, wovon Hunde wohl träumten. So friedlich und zufrieden lag er da und bot ihr einen scharfen Kontrast zu dem Augenblick, in dem er sie vor dem Fremden gerettet hatte. Beim nächsten Knurren ihres Magens begann Sayumi, sich langsam aufzurichten. Noch war ihr Körper nicht ganz erwacht, daher waren ihre Knie weich und zittrig. Mit ihren Händen stützte sie sich an der Wand hinter sich ab und ging vorsichtig daran entlang durch das beinahe leere Zimmer.

Schon vor der Katastrophe musste dieses Haus leer gewesen sein. Vielleicht hatte man bereits geplant es abzureißen oder man hatte gewartet, dass sich ein Käufer dafür finden würde, um es von Grund auf zu restaurieren. Tatsache war, dass es jetzt – im Gegensatz zu vielen anderen Häusern – noch stand. Und somit bot es Sayumi einen mehr oder weniger sicheren Unterschlupf für die kühle Nacht.

Sie erreichte das mit schmutzigen Gardinen bedeckte Fenster und schob die Vorhänge beiseite. Das Fenster war schmutzig von außen, aber offenbar unversehrt. Es war ein trauriges Bild, das sich ihr dort im Schein des Mondlichts offenbarte. Die

Straßen waren finster und leer. Der Mond lenkte die Schatten der Trümmer mit seinem Licht. Keine Straßenlaternen, die den Weg zwischen den Häusern deuteten. Keine brennenden Lichter hinter den schwarzen Öffnungen, die einmal Fenster gewesen waren. Wenn es noch Strom gab, so wurde er von den Überlebenden nicht genutzt.

Wie viele Überlebende mochte es wohl geben?, fragte sich Sayumi immer wieder. Mit einem hatte sie ja bereits unfreiwillig Bekanntschaft gemacht. Doch ihr neuer und treuer Begleiter hatte diesen Albtraum vertrieben. Unwohl war ihr, als sie das Bild wieder vor ihrem inneren Auge sah. Das Bild des Mannes mit der geöffneten Hose und der zerrissenen Kehle. Das Blut an den Wänden und auf dem Boden. Das Zähne fletschende Biest, das sich aus dem Schatten heraus auf ihn stürzte und so den seltsamen Bund mit Sayumi schloss. Für einen kurzen Moment schaute sie zurück in das Zimmer und betrachtete das Tier, das so friedlich am Boden schlief. Kaum vorzustellen, wozu dieses Wesen imstande war.

Sayumi richtete ihren Blick wieder hinaus in die sternenklare Nacht. Vereinzelt, dünne Wolken zogen an dem großen, beinahe vollen Mond vorbei und bedeckten ihn sanft mit einem leicht durchscheinenden Schleier. Die Sterne strahlten und

Sayumi versuchte, einzelne Sternzeichen auszumachen. Ihren noch immer knurrenden Magen ignorierte sie, denn sie war fasziniert von der Schönheit, die sich über diesem traurigen Bild erstreckte.

„Und wenn wir Menschen alle auf der Erde verenden. Die Schönheit, die uns umgeben hat, wird auf ewig bestehen bleiben“, flüsterte Sayumi leise.

Sayumi sah das Zeichen des großen Wagens, das sie immer zuerst erkannte. Eine Faszination, die sie jedes Mal aufs Neue berührte, wenn sie in den Himmel blickte und die imaginären Linien zwischen den zu verbindenden Sternen klar und deutlich vor sich sah. Sayumi legte ihre Hände auf die schmutzige Fensterbank vor sich und lehnte sich ein wenig vor. Sie konnte sich nicht erklären, was genau passiert war. Sie erinnerte sich an das Feuer, an den Sturm, der in ihr wütete, und wie das Leid und die Schmerzen um sie herum ihr Befriedung verschafften. *Aber wie konnte das sein? Wie konnte sie so etwas getan haben?* Alles war so unglaublich, so befremdlich – einfach so wahnsinnig und verrückt.

Nun, da sie so in die halbdunkle Stille blickte, fragte sie sich wieder, wohin sie denn gehen sollte. Welche Schritte sollte sie unternehmen? War es wirklich sinnvoll, weiter nach dem

Grund und dem Wie zu suchen? Niemals war es gut, alles bis ins kleinste Detail zu erfahren, doch der menschliche Verstand dürstete nach Wissen. Und das Wissen, das Hoffnung und Glück bringen sollte, brachte oft nur Verzweiflung und Panik.

Sayumi zählte die Sterne, fixierte ihren Blick und hoffte, so etwas wie eine Sternschnuppe zu entdecken. Leider blieb ihr der sehnsüchtige Schimmer mit einem sich erfüllendem Wunsch in diesem Moment verwehrt und so wandte sie sich wieder zurück in die Dunkelheit, wo der Hunger weiterhin ihr nächster Begleiter sein sollte. Ihre Augen hatten sich bereits an die Dunkelheit gewöhnt und sehr gut konnte sie nun die Umrisse der Wände, der Tür und des übrig gebliebenen Mobiliars erkennen. Das am Boden schlafende Tier gab einen leisen Seufzer von sich und strich sich mit der Pfote über die Schnauze. Sayumi hielt gebührenden Abstand zu ihm, um ihn nicht versehentlich zu wecken. Wieder musste sie ein wenig lächeln, als sie sich noch einmal fragte, was er wohl träumte. Dann begab sie sich zurück zu der Ecke, in der sie sich zum Schlafen niedergelassen hatte.

Es war alles andere als bequem, doch sie hatte eine alte, schmutzige Decke genutzt, um sich vor dem kalten, kahlen Boden zu schützen. Nun da Sayumi aufgestanden war, befand

sich nur noch die Tasche ihrer besten Freundin darauf. Den Umhängegurt zusammengerollt hatte sie die Tasche als eine Art winziges, provisorisches Kissen verwendet.

Sayumi setzte sich nun daneben und griff nach ihr, um die kleinen Schnallen zu öffnen. Der Hunger hielt sie wach, also suchte sie sich eine Beschäftigung, und als sie so die Tasche betrachtete, musste sie unweigerlich an ihre verlorene Freundin Lu May denken. Ihre Freundin, die immer zu ihr gestanden hatte, die sie dazu motiviert hatte, die Flucht zu ergreifen, um so Schlimmeres zu verhindern.

Während Sayumi die Tasche öffnete und eine Hand darin versinken ließ, fragte sie sich zum wiederholten Male, ob der Weg der richtige gewesen war. *War ihr eigenes Leben es wert, all das zu verursachen? All das Unbegreifliche, Unfassbare zu erleben und zu verschulden?* Sie erinnerte sich an den Augenblick, in dem ihre Freundin ihre Hand bewusst losgelassen hatte. Hinter ihnen das Militär und unter ihnen die dunkle Kanalisation, in die kurz darauf ihre kleine Freundin fallend verschwunden war. Sie hörte ihre eigene Stimme schreien und spürte die Tränen auf ihren Wangen, während sie aufsprang und mit der Tasche von Luma in den Händen die Straße weiter hinunterrannte.

Du bekommst sie zurück, hatte sie im Stillen versprochen und Sayumi wiederholte für sich nun diese Worte, um sich ein Ziel zu geben.

„Du bekommst sie zurück, das verspreche ich dir“, flüsterte sie und holte etwas aus der Tasche, das sie ebenfalls an ihre Freundin erinnerte.

„DU WIRST LOSLASSEN, WAS DIR AM WICHTIGSTEN IST“, stand in Blockbuchstaben auf dem zerknüllten Streifen Papier, den Luma aus der Nuss in diesem seltsamen Club geholt hatte. Und wie wahr diese Worte nun schienen. Sie hatte sie losgelassen. Sie hatte sich für sie geopfert. Sayu wünschte sich, Luma hätte es nicht getan und sie wären noch immer zusammen. Doch welche Ereignisse hätten sich dann daraufhin ergeben? *Wäre es besser für sie beide gewesen? Wäre es besser gewesen für Luma?* Vielleicht war sie ja in Sicherheit. Hoffentlich, so dachte Sayumi, ging es ihrem Bein besser. Hoffentlich hatte sie einen Ort gefunden, wo sie sich verstecken konnte. Und vor allem, so hoffte sie, hatte die Katastrophe, die die Stadt zum Zusammenbruch gebracht hatte, sie nicht erreicht.

Silencia ..., dachte sie und beschloss, sich als Nächstes auf den Weg dorthin zu machen. *Morgen muss es weitergehen ...*
Morgen ...

Und Sayumi schlief wieder ein.

Über das Meer

Das Mondlicht glänzte auf der ruhigen Wasseroberfläche. Sanfte Wellen ließen das beinahe vollständig runde Abbild des Mondes auf und ab wippen. Es war eine ruhige Nacht. Eine Nacht, die zu schön war, als dass sie der Wirklichkeit entsprechen konnte. Der sich spiegelnde Mond wippte und schaukelte. Er schwang immer stärker und seine klaren Umrisse begannen, sich in den Wellen zu verlieren. Das Rauschen aufschäumender Gicht durchbrach die Stille.

Der Bug des Flugzeugträgers *Destiny* verdrängte die gigantischen Wassermassen mühelos und schob sie wellenförmig beiseite. Nur wenige Kilometer von der Küste Fairports entfernt positionierte sich das Schiff als mobile Operationsbasis. Ausgerüstet mit modernster Technologie und einer bestens ausgebildeten Mannschaft hatte die Regierung beschlossen, diesen Flugzeugträger als Schlüssel zu den noch

immer verschlossenen Toren von Fairport einzusetzen. Noch herrschte an Deck weitestgehend Stille und nur das Rauschen des Meeres war zu hören. Die Gewässer, die an Fairport grenzten, waren tief. Eigentlich tief genug, um noch näher heran manövrieren zu können, doch hatte etwas Gewaltiges einen Großteil der Schiffe aus dem Hafen getrieben und zum Kentern gebracht. Wie stählerne Eisberge trieben die Schiffe unbrauchbar vor der Küste.

Captain Adams hatte beschlossen, sein Schiff in einem größeren Abstand zur Küste zu halten, um nicht Gefahr zu laufen, mit den treibenden Trümmern zu kollidieren. Außerdem wahrten sie so einen gewissen Sicherheitsabstand zu den Aggressoren, die sich in der Stadt niedergelassen hatten. Das Licht auf der Brücke war gedämmt, um besser nach draußen sehen zu können. Captain Adams stand hinter den großen Gläsern und blickte auf die finstere Skyline von Fairport. Ob es sich bei den Aufständischen um wahnsinnig gewordene Einwohner der Stadt handelte oder ob es, wie er sie gerne nannte, Katastrophen-Touristen waren, die von außerhalb in die Ruinen stürmten, um vergeblich nach Reichtümern zu suchen – wo immer etwas außer Kontrolle geriet, hörten die Menschen auf, ihren Verstand zu benutzen, und jedes noch so kleine Licht mochte plötzlich das hellste sein.

Captain Adams hatte schon unzählige Einsätze befehligt und war mit seinem Schiff bereits in etlichen Krisengebieten auf den Meeren in Aktion gewesen. Doch das waren die Aufgaben, die in ihm das größte Unwohlsein hervorriefen: Katastrophenhilfe.

Natürlich war die Destiny ein Flugzeugträger der M-IV-Klasse und somit primär für den Einsatz in Kriegszonen gerüstet, doch durch die nur durchschnittliche Größe und seine damit verbundene hohe Wendigkeit war das Schiff hervorragend dafür geeignet, auch an riskanten Küstenstreifen nahe am Ufer zu agieren. Schnelle Rettungseinsätze und Versorgungen aus der Luft konnten so leicht gewährleistet werden.

Captain Adams blickte auf die Uhr.

„Es wird Zeit“, flüsterte er und dachte an den Unmut seiner Männer, die jetzt noch in den Kojen schliefen, um gleich vom Alarm geweckt zu werden.

Das Schicksal mischt sich ein

Noch war es still in den Schlafkabinen der Schiffsbesatzung. Im Halbdunkel schliefen die Männer auf ihren schmalen Betten und warteten, ohne dass es ihnen direkt bewusst war, auf das

Alarmsignal, das ihnen das Zeichen zum Aufbruch gab. Die mächtigen, durch Kernenergie betriebenen Maschinen reduzierten ihre Leistung und die massiven Dampfturbinen kamen beinahe zum Stillstand. Das Schiff verlor an Geschwindigkeit und glitt nach einer Weile nur noch mit einer minimalen Vorwärtsbewegung über die Wasseroberfläche. Das Rauschen des Wassers ließ nach und das Innere des Schiffes begann nun vollständig zu verstummen. Einzig auf der Brücke und im Maschinenraum ertönten noch leise mechanische und elektronische Klänge. Die Kombüsen waren dunkel und ebenfalls menschenleer. Kochutensilien waren sorgfältig nebeneinander sortiert an der Wand aufgehängt. Geschirr stand auf Regalen und in den offenen Schränken unter den schimmernden Aluminium-Arbeitsplätzen. Wegen der aufziehenden Wolken verdunkelte sich der Mond nun hoch über dem still im Wasser treibenden Schiff. Tiefschwarze Schatten glitten über das Oberdeck und die darauf befindlichen Flugzeuge und Aufbauten.

Auf der Schiffsbrücke blickte Captain Adams noch einmal auf seine Armbanduhr und glich sie mit der Uhr des Schiffscomputers ab. Dann schaute er noch einmal durch die großen Scheiben in die Nacht hinaus und beobachtete die gigantischen Wolkenschatten, die der Mond nun über sein

Schiff warf. Die Schatten wanderten über den Flugzeugträger, über das stille Meer, bis hinüber zur toten Skyline der Stadt. Immer mehr Wolken zogen auf und für Adams war das nun der richtige Zeitpunkt zu starten.

„Operation ‚Fair Destiny‘ beginnt – jetzt!“, sagte er mit der seiner Mannschaft sehr wohl bekannten, ruhigen Stimme.

„Ja wohl, Sir“, wurde sein Befehl aus dem hinteren Bereich der Brücke bestätigt.

Adams drehte sich zu seinen Männern um, die hinter Steuerkonsolen und Terminals saßen, um die Befehle des Captains weiterzuleiten oder direkt in die Tat umzusetzen. Das schwarze Deck des Schiffes wurde nun mit einem Abstand von immer nur wenigen Sekunden nach und nach von riesigen Strahlern ausgeleuchtet. Die Schatten der Wolken verschwanden im klirrenden Feuer der Scheinwerfer. Unter Deck begannen die Alarmsirenen ihren ohrenbetäubenden, schallenden Singsang. Die Lichter an den Zimmerdecken schalteten sich ein und rote, kreisende Signalleuchten begannen um die Türen herum ihren aufreibenden, rhythmischen Tanz.

Hastig und darin trainiert sprang die Besatzung aus ihren Kojen und begab sich an den zugewiesenen Bestimmungsort. Captain Adams war kein Freund großer Worte und zudem wusste jeder

bereits vor dem eigentlichen Einsatz, was seine Aufgabe sein würde.

Das Schiffsdeck füllte sich immer weiter mit Menschen, die zu dem hinteren Teil strömten, wo die großen, schwarzen Transporthubschrauber angebunden waren. Die Männer lösten sie und in einem eingespielten Ablauf wurden die großen Maschinen mit Kisten voller Nahrungsgüter, Waffen und Munition beladen. Es waren schon zu viele helfende Hände auf dem Weg nach Fairport und vor Ort gestorben, als dass dies nur noch ein einfacher Rettungseinsatz werden würde. Nun gab es die Unterstützung des Militärs. In den Einsatzbesprechungen war von Terroristen die Rede. Menschen, die zu allem fähig waren, um ihre Macht zu vergrößern. Keiner wusste, woher sie kamen. Doch war der Auftrag eindeutig:

Neutralisieren der Aggressoren und das Sicherstellen der Versorgungsbrücke in das Zentrum der Stadt.

Captain Adams legte das Klemmbrett mit den kurz gefassten Einsatzbefehlen zurück auf die Ablage vor sich neben den blau glühenden, regungslosen Radarschirm. Er beobachtete das große Treiben auf Deck und konnte die beinahe schon choreografische Perfektion erkennen, die seine Männer dort zeigten. Eine Hand arbeitete lückenlos in die andere. Die

Gewehre fest in den Händen und im marschierenden Gleichschritt eilten die Soldaten zu den Hubschraubern, die sie an der Küste absetzen sollten.

Begleitet von einem lauten, maschinellen Brummen öffneten sich achtern am Schiff knapp über der Wasseroberfläche zwei große Flügel, die das Wasser in das Innere des Schiffes fließen ließen. Donnernd füllten sich die Becken immer weiter und die zwei Landungsboote, die an den Stegen befestigt waren, schaukelten und schlugen gegen die stählernen Wände. Als das Wasser im Innern des Schiffes gleichauf mit dem des Meeresspiegels war, öffneten sich die Schleusentore und Soldaten stürmten eilig herein, um ihren Platz in den Booten, die sie zur Küste bringen sollten, einzunehmen. In jedem der Boote war Platz für dreißig Mann, doch wurden sie diesmal nur bis zur Hälfte gefüllt. Es ging bloß darum, die Küste zu sichern, um einen Anflug aus der Luft möglich zu machen. Die Männer setzten sich auf die breiten Bänke der dachlosen Boote und warteten auf den Start. Sie konnten die finstere Nacht durch die große Öffnung vor ihnen sehen, und wie sich der Himmel immer weiter verdunkelte.

Das war genau der richtige Zeitpunkt, um mit der Operation zu beginnen. Auf dem Oberdeck bereiteten sich alle auf den Start

der Hubschrauber vor, doch wussten sie, dass sie zuerst die Landung der Bodentruppen abwarten mussten. Und so entspannte sich das hastige Treiben wieder ein wenig und Ruhe, erwartungsvolle Ruhe, kehrte ein.

„Hier spricht Captain Adams. Sind die Vorbereitungen an Deck abgeschlossen?“, schallte es aus den Funkgeräten der Hubschrauber.

„Alpha 2 hier – die Vorbereitungen sind abgeschlossen und wir sind bereit zum Abheben“, antwortete der Pilot des ersten Hubschraubers.

Adams nickte zufrieden.

„Alpha 3 – bestätigen: Alle Vorbereitungen abgeschlossen und bereit zum Abflug.“

Der Captain wusste, dass er sich auf die Männer verlassen konnte.

„Warten Sie auf das Signal.“

„Jawohl, Sir.“

„Landungstruppen, beginnen Sie mit der Operation.“

Begleitet vom Rauschen des Wassers schossen die beiden zur Hälfte besetzten Landungsboote aus dem großen Raum im

hintersten Bereich des Schiffes. Die Motoren der Boote trieben diese mit Druckwasser an, um sie schnellstmöglich und zugleich leise über das Wasser zu befördern. Die Boote rasten unbeirrt auf die Küste von Fairport zu und steuerten bewusst ein wenig voneinander weg, um gleich bei der Landung ein größeres Feld sichern zu können. Die Soldaten sahen hinter sich, wie die Destiny sich verkleinernd zurückfallen ließ und die Schwärze der Skyline vor ihnen bedrohlich und immer mächtiger in den Himmel zu ragen schien. Vorsicht musste gewahrt werden, um nicht in die gekenterten Schiffe zu rasen oder mit anderem Schrott zu kollidieren. Niemand von ihnen wusste, was sie wirklich erwartete, doch eigentlich war es ihr Job, nicht zu wissen, was passieren würde. Es war ein Krieg, der geführt werden musste, und dabei war für den gemeinen Soldaten unwichtig, womit und gegen wen er geführt wurde.

Captain Adams blickte in die Dunkelheit und sah die kleinen Lichter, die sich hinten an den Landungsbooten befanden, immer kleiner und undeutlicher werden. Er war angespannt, auch wenn er es nach außen hin nicht zeigte. Jeder Einsatz war für ihn eine körperliche und psychische Belastung. Das Schlimmste war wohl, dass er nie direkt an der Front sein konnte, doch wäre er dort wohl mehr Hindernis als Hilfe. Sein Job war es, im Hintergrund die Fäden der Marionetten zu

lenken. Marionetten, die nun aus seinem Licht in die Finsternis traten.

Still

Nichts rührte sich in den toten Straßen der Nacht. Wie auf dem Meer wehte auch inmitten der Ruinen kein Lüftchen. Die Lichter der großen Lagerhäuser, in denen sich Stephen und seine Männer über Nacht aufhielten, waren gedimmt und kaum noch wahrzunehmen. Auch sie machten sich den Strom zunutze, der durch die Leitungen unter der Erde floss. Es war gut, dass Fairport nicht von der externen Stromversorgung abgeschnitten war.

William stand neben einer metallenen Tür, die winzig wirkte im Vergleich zu dem gigantischen Rolltor direkt daneben an der Front der Lagerhalle. Er zog eine kleine, rechteckige Kunststoffbox aus seiner Hosentasche und öffnete den wackeligen Deckel, um eine Zigarette herauszuholen. Zur Kontrolle zählte er noch einmal seinen Besitz: *Eins, zwei, fünf, neun*. Er würde nun allmählich damit beginnen müssen, seine Zigaretten noch strenger zu rationieren. Zigaretten waren ebenso schwer zu finden wie Feuerzeuge oder gar Kerzen. Die

Hitzewelle – woher auch immer sie gekommen sein mochte – hatte alles leicht Entzündliche verbrannt oder geschmolzen. Die Hoffnung, die sie noch hatten, waren Kellergewölbe und massive Schränke. Insbesondere metallene Kühlschränke hatten es ihnen angetan.

William schob sich den Filter der Zigarette sanft zwischen die schmalen Lippen und steckte seine persönliche Schatztruhe zurück in die Tasche. Dann kramte er angestrengt ein schimmerndes Feuerzeug aus der anderen Hosentasche.

„Du lässt mich nicht im Stich“, flüsterte er lächelnd seinem Benzinfeuerzeug zu und öffnete es mit einem Klicken, um direkt darauf die Flamme zu entzünden und sich dem Genuss seiner Sucht hinzugeben. William zog an der glimmenden Zigarette, und ohne sie aus dem Mund zu nehmen, blies er den Rauch aus seinen Nasenlöchern wieder heraus. Er genoss diese Momente der Stille. Noch nie war er ein Freund von Aufruhr gewesen, und wäre er in der besagten Nacht nicht so unheimlich betrunken gewesen, so könnte er sich nun im Nachhinein nicht vorstellen, bei der ganzen Aktion mitzumachen. Irgendwie hatte er schon immer im Schatten seines Bruders gestanden. Von klein auf hatte er sich zu allen möglichen Schandtaten hinreißen lassen.

William lehnte den Kopf zurück und ein leises *Klong* ertönte, als sein Hinterkopf die Blechverkleidung der Halle berührte. Er blickte in den Himmel, wo sich immer mehr Wolken aufgetan hatten, um den Mond und die Sterne zu verfinstern. Dadurch verlor der Himmel Williams Interesse, und während er wieder an der Zigarette zog, machte er ein paar kleine Schritte nach vorne und brachte so einen Meter Abstand zwischen sich und die Halle.

William schaute sich auf dem stillen Platz um. Außer Johnny, der in dem kleinen Wachhäuschen am Rande des Geländes vor seiner Schranke den Blick nach draußen richtete, war er offenbar alleine. William kannte Johnny nicht weiter, aber Bret hatte ihm diese Aufgabe zugeteilt. Also würde es schon seine Richtigkeit haben, dachte William, während er den letzten Zug von seiner Zigarette nahm, um sie dann zu Boden zu schnippen. Schwach glomm sie nun einige Meter entfernt im Staub und William verlor sofort das Interesse an ihr. Er wandte sich von ihr ab, um sich etwas zu widmen, das ihm seit Tagen schon Sorgen bereitete.

Er hob den Kopf, und trotz der Dunkelheit, trotz der Schwärze, die ihn und die Ferne noch viel mehr umgab, konnte er sie erkennen. Schwarz, bedrohlich und stumm ragten sie in den

Himmel hinauf: Die beiden massiven Kühltürme des Fairport Atomkraftwerks. *Was ging wohl darin vor? War es abgeschaltet? Funktionierte die Kühlung?* Die Vergangenheit hatte mehrfach gezeigt, was passieren konnte, wenn so ein System in einem solchen Betonklotz außer Kontrolle geriet.

William stellte sich vor, wie die Kühlsysteme bereits versagt hatten und das Wasser um die Brennstäbe herum zu kochen begann. Heiße Schwaden von radioaktivem Dampf würden aufsteigen und der Druck um die Stäbe herum würde größer und größer. Erste Explosionen würden nicht lange auf sich warten lassen und vielleicht die Betonmauern zum Bersten bringen. Eine unkontrollierte Kernschmelze wäre das Ende vom Lied und die Stadt würde ihnen trotz aller Nahrungsgüter, aller Waffen und Willenskraft einen Scheiß nützen. William fragte sich, warum niemand über dieses Problem nachdachte. Aber vielleicht waren ja bereits Hilfskräfte von außerhalb gekommen und hatten sich der Situation dort angenommen.

Stephen und Bret hielten es für vorteilhaft, sich im Zentrum der Stadt aufzuhalten und ihren Einflusskreis langsam auszuweiten. Es war eine verdammt lange, nicht zu Ende gedachte Scheiße. William verfluchte sich selbst, während er weiter auf die Kühltürme blickte, aus denen kein Dampf

hervortrat. Er hatte nicht vor, irgendwann im Dunkeln zu glühen. Auch hatte er nicht vor, durch die Strahlung dunkles Blut zu spucken und dann elendig zu verrecken.

William war immer still geblieben, hatte getan, was man ihm gesagt hatte, und er hatte still allem zugestimmt, was seine beiden Kameraden ausgetüftelt hatten. Doch es war wohl langsam mal Zeit, das eigene Empfinden kundzutun und die Befürchtung und die Ängste, die ihn plagten, mitzuteilen. Immerhin waren sie drei, die diese ganze Sache angefangen hatten. *Doch was würde er tun, wenn sie wider seines Erwartens lachten? Wenn sie ihn nicht ernst nahmen?* Macht konnte verblenden. Die dichteste, größte und deutlichste Gefahr konnte leicht übersehen werden, wenn der Wille nach Macht und Kontrolle zu stark war. William entschloss sich dazu, nicht mehr bis zum Morgengrauen zu warten.

Er wandte sich um und ging zurück zur Metalltür, um durch sie hindurch in das Innere der Halle zu gelangen. Leise und behutsam zog er die Tür hinter sich zu. Sie alle hatten ihren Schlaf verdient und er wollte sie nicht um diesen bringen. Naja, außer seinen Bruder Bret.

Auf leisen Sohlen schlich er vorbei an den großen Kisten mit Proviant und Waffen, vorbei an den schlafenden Männern und

Frauen in ihren Schlafsäcken auf dem Boden und unter dünnen Decken auf alten Feldbetten. Beinahe trat William auf ein am Boden liegendes Eisenrohr, das auf dem steinernen Boden einen alarmierenden Lärm verursacht hätte. Im letzten Moment erkannte er das längliche und verbogene Gebilde am Boden und tänzelte erschrocken darum herum. Einen Augenblick hielt er inne und holte tief Luft.

Sein Bruder Bret und Stephen schliefen in einem zweistöckigen Bett in der hinteren rechten Ecke der Halle. Stephen lag in der oberen Etage und Williams Bruder darunter. Beide schienen tief, fest und ruhig zu schlafen, als William sich langsam neben seinen Bruder beugte. Noch einmal fragte er sich, ob es Sinn ergab, ihn jetzt zu wecken. Er konnte doch auch bis morgen früh warten, bis die Sonne aufgegangen war und alle ausgeschlafen waren. Doch der Gedanke, dass Stephen sich einmischte und ihn wie so oft in seinen Worten abwürgte, stärkte nur weiter sein Vorhaben.

„Hey. Hey Bret“, flüsterte William und stupste seinen Bruder sanft gegen die kräftigen Schultern.

Davon ließ dieser sich nicht beeindrucken und blieb weiter zurück in seinem tiefen, wohlverdienten Schlaf.

„Bret, wach auf. Ich muss mit dir reden.“ Diesmal rüttelte er etwas kräftiger an seinem Bruder und es wurde mit einem ärgerlich murmelnden Knurren beantwortet. William sah sich noch einmal um, ob die anderen auch wirklich schliefen.

„Es ist wichtig, Bret. Wach auf.“

Der nächste Stoß gegen die Schultern seines Bruders holte diesen aus dem Land der Träume zurück. Schwermütig öffnete Bret die Augen und schaute verschwommen in das sorgenvolle Gesicht seines Bruders.

„Was? Was ist denn los?“, fragte Bret mit rauer, noch müder Stimme.

„Ich muss mir dir reden.“

„Jetzt? Wie spät ist es?“

William antwortete nicht auf diese Frage.

„Zieh dich an, wir gehen raus.“

Morgenglanz

Das goldene Strahlen der Sonne und das noch immer in ihrem Magen befindliche Hungergefühl holten Sayumi zurück aus

dem tiefen, traumlosen Schlaf. Ihre Netzhäute brannten von der trockenen Luft und der eindringlichen Helligkeit. Ihr Körper fühlte sich schlaff und ausgelaugt an. Hatte sie etwas geträumt? Sie konnte sich jedenfalls nicht daran erinnern. Mühsam erhob sie ihren schwächelnden Körper und rieb sich dabei ihre braunen Augen.

Was ihr als Erstes auffiel, war, dass sie alleine war. Wo war der schwarze Hund, der – wie sie glaubte – die Nacht an ihrer Seite verbracht hatte? Irgendetwas hatte ihn vielleicht geweckt und aufgescheucht, ohne dass sie etwas davon mitbekommen hatte. Ein wenig besorgt war sie ja schon, als sie sich langsam zum Fenster schlich und darüber nachdachte, wo ihr bisheriger Begleiter denn nun wohl sein mochte. Einzig eine weitgehend staubfreie Fläche zeugte noch davon, dass dort überhaupt etwas oder jemand gelegen hatte. Doch nun war er weg und Sayumi begann damit, ihn aus ihren Gedanken zu streichen.

Die Sonne stand hoch und brannte durch das schmutzige Fenster hindurch. Sayumi dachte an die vergangene Nacht, an die Minuten, in denen sie wach geworden war und nach draußen geschaut hatte. An die Sterne am Himmel über der toten Stadt. Die laternenlose Finsternis. Das Bild hatte sich erstaunlicherweise nicht groß verändert. Auch wenn nun die

Sonne am Himmel stand und die Szenerie in einen goldenen Glanz tauchte, waren die Straßen tot. Tot, leer und leblos war ihre Heimat geworden. Es war noch immer so still. Warum waren keine Tiere zu hören? Keine Vögel am Himmel. Nichts ertönte, was einen Hauch von Frühling vermitteln könnte. Anhand des Sonnenstandes vermutete Sayumi, dass es nun vielleicht zwölf Uhr war. Zumindest in etwa.

„Aua“, winselte Sayumi leise, als ihr Magen wieder unter Druck zu knurren begann. Außerdem spürte sie einen notdürftigen Druck in ihrer Blase und sie fragte sich, ob es in diesem Haus noch eine mehr oder weniger funktionstüchtige Toilette gab.

Sayumi wandte sich vom Fenster ab und ihre schlanke Silhouette wurde von den hinter ihr einströmenden Sonnenstrahlen umfasst. Wie eine geisterhafte Erscheinung umringt von heiligem Glanz stand sie da und überlegte, ob sie es wagen sollte, das Zimmer zu verlassen. Der Druck in ihrem Unterleib wurde stärker und beantwortete damit ihre Frage. Sayumi rückte sich den übergroßen Pulli ein wenig zurecht und zog am Bund ihrer Shorts, um sie in die richtige Position zu bringen. Die Nacht, die sie halb im Sitzen verbracht hatte, hatte ihre Kleider verrutschen lassen, und auch wenn es sicher

niemanden interessieren würde, hatte sie nicht vor, wie das letzte Stück draußen herumzulaufen.

Sayumi ging durch das Zimmer zu der halb offenen Tür. Sie war sich nicht sicher, ob sie sie geschlossen hatte. Vielleicht war der Hund schlau genug gewesen, sie zu öffnen, um den Raum zu verlassen. Vielleicht war sie selbst auch zu müde gewesen, um sich darum zu kümmern. Sayumi verließ das Zimmer und schaute sich in dem dunklen Flur um, der nur indirekt von Sonnenlicht ausgeleuchtet wurde, denn Fenster gab es keine. Sayu hatte es nun wirklich eilig, wirbelte umher und öffnete eine Tür nach der anderen. Das Zimmer, in dem sie die Nacht verbracht hatte, konnte so etwas wie ein Gästezimmer gewesen sein. Die Tür gegenüber führte in ein Zimmer mit einem schmutzigen, runden Tisch und am Boden liegenden, zerbrochenen Stühlen darum.

Esszimmer, dachte Sayumi und wandte sich hastig wieder davon ab.

Nach links gerichtet stieß sie die nächste Tür auf und wider Erwarten fand sie tatsächlich ein kleines Badezimmer vor. Eine leicht angegraute Keramiktoilette. Eine schmutzige Badewanne mit einem Belag darin, der für sie nach Schimmel aussah. Ja, es bezeugte ihre Vermutung, dass diese Wohnung lange leer

gestanden haben musste – wirklich lange. Sayumi eilte vor und riss den Toilettendeckel nach oben. Unter anderen Umständen wäre ihr wohl anhand des drückenden Geruches, der ihr entgegenstieg, übel geworden, aber was sollte es. Ansprüche wollte sie nun wirklich keine stellen. Im Großen und Ganzen sah die Toilette doch noch gut aus.

Während sie ihre Shorts aufknöpfte, dachte sie daran, wie seltsam es war, dass immer kurz bevor man an seinem Ziel angekommen war, der Druck so stark auf einen einwirkte. Sie musste ein wenig lächeln bei dieser seltsamen Wortwahl ihrer Gedanken, doch im Grunde hatte sie recht.

Ein Gefühl der Erleichterung überkam sie und ihr Körper entspannte sich genauso schnell, wie er sich in den letzten Minuten angespannt hatte, als sie endlich ihre Blase leeren konnte. Sayumis Gedanken wurden nun wieder klarer und in Anbetracht ihrer Ratlosigkeit und des Übelkeit erwirkenden Hungergefühls schlug sie die Hände vor das Gesicht. Die Haare, die sie mit ihren Fingerspitzen berührte, fühlten sich feucht und fettig an. Sie war froh, dass sie in diesem muffigen Raum ihren eigenen, bestimmt unangenehm verschwitzten Geruch nicht wahrnehmen konnte. Eine Dusche wäre auch fällig. Oder ein Bad. Sie dachte daran, wie schön es nun wäre,

ein langes, entspannendes, heißes Bad nehmen zu können. Wie der Duft von Kräutern ihr angenehm in der Nase kitzeln würde. Wie das heiße Wasser, aufgeschäumt, ihren Körper umschließen und wärmend entspannen würde.

Sayumi schaute sich um, ob sie etwas Toilettenpapier fand, doch selbst wenn, hätte sie es sicherlich nicht benutzen können. Sie kramte in der Tasche ihrer Freundin Luma und fand zu ihrem Glück eine Packung Taschentücher darin. Ohne weiter darüber nachzudenken, ob denn überhaupt noch ein Wasseranschluss vorhanden war, drückte sie auf den zerkratzten Hebel auf der rechten Seite des Spülkastens und ein Schwall dunklen Wassers ergoss sich rauschend in der Keramik. Beim Anblick der braunen Flüssigkeit überkam sie die Übelkeit erneut. Schnell schlug sie den Deckel herunter auf die Brille und hinter ihr füllte sich der Kasten erneut mit Wasser, als sie das schmutzige Badezimmer nun verließ. Sie hatte gerade ihre Übelkeit wieder unterdrücken können, als ein markerschütternder Donner von draußen Sayumi zusammenzucken ließ und sie erschrocken aufschrie.

Unerwünscht

Sergeant Daniels hatte es nicht erwartet, als unter der strahlenden Mittagssonne links von ihm und seinen Männern schallend eine Granate explodierte. Der dumpfe Knall erschütterte die Stille und Schutt und Splitter wirbelten durch die noch immer kühle Luft. Instinktiv duckten Daniels und seine Männer sich und wie durch ein Wunder wurde niemand verletzt.

„Haltet die Köpfe unten!“, befahl er seinen Männern in forschem Ton.

Seine Männer waren gefasst und hatten sich hinter halbhohen Mauern und ausgebrannten Fahrzeugen in Deckung gebracht. Niemand von ihnen hatte wirklich damit gerechnet, dass nach den ersten Stunden problemlosen Vorankommens wirklich so etwas wie eine Kampfhandlung beginnen würde. Die Landung an der Küste von Fairport war reibungslos verlaufen und sechzig Mann waren hastig, und doch gefasst auf alles aus den Landungsboten heraus auf das Festland geeilt. Inmitten der in sich verdrehten Ladekräne und durcheinander gewürfelten Frachtcontainer marschierten die Marines der Destiny auf das Innere der Stadt zu. Der Marsch war weitgehend ereignislos verlaufen und Daniels war sich schon ziemlich sicher, bald Funkkontakt mit dem Trägerschiff aufnehmen zu können, um

die Hubschrauber mit den Rettungstruppen herzubeeordern. Es würde keine zwanzig Minuten dauern, dann wären sie vor Ort, und nur eine Stunde später wäre das Camp als zentrale Operationsbasis mit Lazarett aufgestellt worden.

Zu ihrer aller Glück und Beruhigung schlugen die Geigerzähler nicht aus. Zumindest am Küstenstreifen und im Zentrum der Stadt gab es also keine Strahlung seitens des Kraftwerks, das noch immer – offenbar unbeaufsichtigt – am Horizont thronte. Sie hatten nicht mehr daran geglaubt, auf Widerstand zu stoßen. Auf Menschen, die sich mit Waffengewalt gegen die gut gemeinte Rettung wehren würden. Im wirklich letzten Augenblick erkannten die Marines um Sergeant Daniels die kleine explosive Frucht, die auf sie zu über die Straße rollte. Schnelles zu Boden und in Deckung Werfen rettete ihnen allen im wahrsten Sinne den Arsch und eine Minute der Stille legte sich über die leere Straße. Verbissen blickten die bewaffneten Soldaten sich an.

„Sind alle unversehrt?“, fragte Daniels halblaut.

Seine Leute schauten sich um und es schien wirklich so, als seien sie alle unverletzt.

„Rauchgranaten bereithalten! Wenn ihr wen zu sehen bekommt, räuchert ihn aus“, befahl Daniels und wie

abgesprochen lösten einige seiner Soldaten die silbernen Zylinder von ihren Gürteln.

Sie waren bereit, auf ein Signal hin die Straße einzunebeln und daraufhin den Aggressor oder die Aggressoren zu überwältigen. Die Stille machte sie nervös und vereinzelt lugten die Soldaten mit dem Gewehr im Anschlag über ihre Deckung herüber, um die Situation besser einschätzen zu können. Keiner von ihnen wollte überrascht werden, indem sie eingekreist wurden. Als der erste Schuss in eine verbeulte Motorhaube neben einem der Soldaten einschlug, begann die Stille zur Raserei zu werden.

„Räuchert sie aus!“, brüllte Sergeant Daniels und seine Männer befolgten seinen Befehl.

Zwischen die Fronten

Während sie durch die dicken Wände das Donnern der Waffen hörte, das Bersten der Steine, das Scheppern von Kugeln, die mit Höchstgeschwindigkeit in Blech einschlugen, stürmte sie das enge Treppenhaus hinunter. Dunkler Staub wirbelte unter ihren hastigen Schritten auf, als sie Stufe für Stufe hinuntereilte. Mit der Hand hielt sie sich am inneren

Treppengeländer fest, während sie auf einer Etage im Bogen zur nächsten Treppe gen Erdgeschoss herumschwang.

Der Donner hatte sie erschrocken und es fühlte sich für sie an, als würde das Haus einbrechen. Der Boden war erschüttert und in Panik hatte sie fluchtartig die alte, verkommene Wohnung im obersten Stock verlassen, um aus dem Gebäude zu entkommen. In ihrer aufkeimenden Angst beachtete sie das immer lauter werdende Gewehrfeuer nicht, das von der Straße kommend nun fast mit ihr auf einer Höhe war. Eine Erinnerung keimte in ihr auf. Eine Erinnerung, dass sie vor nicht allzu langer Zeit schon einmal panisch ein Treppenhaus hinuntergelaufen war. Sie hörte die drängende Stimme ihrer Freundin Luma, die sie am Arm zerrend aus der Wohnung ihres Vaters herauszog. Sie spürte den Schmerz, als sie mit dem Fuß umgeknickt war und das Treppenhaus humpelnd durch den Hinterausgang verließ. Eigentlich hätte sie bei dieser Erinnerung weinen müssen, doch war die Panik in ihr zu groß, als dass sie Zeit dafür gefunden hätte.

Als sie das unterste Stockwerk nun am Ende der Treppe erkennen konnte, vernahm sie vage zwischen ihren vernebelten Gedanken, dass Rauch von draußen durch die offenstehende Haustür drang. So wirklich klar war ihr das in diesem Moment

aber nicht, und so sprintete sie die letzten Stufen hinunter, um durch die vernebelte Tür nach draußen zu hasten. Der Nebel nahm ihr die Sicht und den Atem und nun verdrängte ein Gefühl ihre Panik, das ihr sagen wollte: *Das war ein großer Fehler. Warum bist du nicht in dem schmutzigen Zimmer geblieben?*

Sayumi hielt sich den zu langen Ärmel vor Nase und Mund, um die dicke Luft zu filtern. Sie schaffte es dennoch nicht, den Hustenreiz zu unterdrücken, und inmitten des sie umgebenden Donners stolperte sie ein paar Schritte weiter in den dichten Nebel hinein. Mit jedem Rattern und Knallen, das links und rechts von ihr ertönte, hörte sie das Pfeifen von schnellen, heißen Projektilen, die nur knapp ihren Körper verfehlten. Der weiße Nebel waberte in dünnen Bahnen, als er durchschnitten wurde.

Sayumi war sich nun klar, dass sie inmitten eines Zweifrontenkrieges stehen musste. Jede falsche Bewegung, jedes nächste Pfeifen konnte ihr Untergang sein oder sie zumindest schwer verletzen. Sie war starr vor Angst und hustend stand sie mit dem Ärmel vor dem Mund in dem sie umgebenden Nebel, der sie keinen halben Meter weit blicken ließ. Sayumi fühlte die erhitzte Luft, die ihre Haut im Gesicht

erwärmte, und ein Kreischen in ihrem Ohr von scharf geschnittener Luft ließ sie erschrocken zu Boden sinken. Sayumi kauerte inmitten des weißen Nichts und versenkte ihr Gesicht in ihrem Pulli, während sie schützend die Arme über ihrem Kopf verschränkte.

„Bitte, mach das es aufhört“, flehte sie in das Nichts hinein.

Der Lärm und der verschwimmende Nebel um sie herum raubten ihr beinahe den Verstand und sie war wieder kurz davor, in Panik zu geraten, als ihr das Atmen allmählich leichter fiel. Noch immer umschlungen von Klängen, die direkt aus der Hölle zu kommen schienen, öffnete sie zögerlich ihre Augen und sah, dass der Nebel langsam schwächer wurde. Dann, als würde die Zeit einen Moment verlangsamt werden, lichtete sich die Luft um sie herum. Der Lärm verklang im Nichts und ein Geräusch, als würde jemand einen alten Topf auf die Straße werfen, erklang neben ihr auf dem Boden. Stille – sie vernahm nichts, sie hörte nichts, nicht einmal ihren eigenen schnaubenden Atem konnte sie ausmachen. Sie hatte das Gefühl, minutenlang die Luft anzuhalten.

Die Marines hatten das Feuer eingestellt, als der Nebel sich gelichtet hatte, und wollten den Feind mit einer Granate aus der Deckung heraus sprengen. Daniels konnte es sehen – das Mädchen, das plötzlich inmitten des sich klärenden Rauchs stand. Zuerst nur eine graue Silhouette inmitten einer weißen Wand. Doch dann erkannte er, dass es ein Mädchen war, das wohl unfreiwillig zwischen die Fronten geraten war. Der immer lichter werdende Rauch umnebelte ihre dünnen Beine und zog flach über die Straße wandernd von dannen. Jung sah sie aus und anscheinend unversehrt. Ein Wunder, dass sie nicht getroffen worden war.

Stephen und seine Männer, die eben noch auf die Marines gefeuert hatten, hielten inne, als sie das verwirrte Mädchen vor sich sahen. Sie trug einen zu groß geratenen Wollpullover, der ihr auf der linken Seite etwas heruntergerutscht war, sodass ihre schmale Schulter freigelegt war. Shorts und eine Strumpfhose umhüllten ihre langen und zugleich dünnen Beine. William war klar, dass das Mädchen offenbar keine Ahnung hatte, was ihr hier gerade passierte. Ihr Blick war auf den Boden gerichtet. Auf den Boden rechts neben ihren noch immer umnebelten Füßen.

Starr blickte Sayumi hinab. Sie wusste, dass sich die Sicht um sie herum nun geklärt hatte, doch was ihre Aufmerksamkeit in diesen Bruchteilen von Sekunden erlangt hatte, waren nicht die Männer, die sie mit ihren Waffen im Anschlag anstarrten. Es war nicht die blendende Sonne, die alles um sie herum in einem weißen Glanz erstrahlen ließ. Nein, auch das Haus, aus dem sie eben geflohen war und in dem sie wohl am besten hätte bleiben sollen, war ihr nun egal. Sie starrte zu Boden und sah diese kleine Ananas mit einem Hebel daran an. *Eine Ananas?* Welch ein bescheuerter Vergleich, aber das hochexplosive Obst, das die Männer, ohne Weiteres zu ahnen, neben ihre Beine geworfen hatten, stand nun unmittelbar vor der Detonation. Sayumi war völlig klar, dass sie keine Chance hatte, zu entkommen. Auch der Ruf eines Mannes, der sie aufforderte, dort zu verschwinden, änderte nichts an der Situation, die nun unabdingbar eintreten würde.

Eigentlich müsste doch nun ihr Leben an ihr vorbeiziehen. Ihre Erinnerungen, ihre Träume und Erlebnisse. Doch die Zeit blieb einfach nur stehen. Sie hatte sogar einen Augenblick, um sich zu fragen, wie viel Zeit vergehen würde, bis sie in blutige Stücke gerissen wurde. Sayumi wusste es nicht und wollte es

nicht wissen. Sie wollte es nicht sehen, nicht hören und nicht fühlen. Sie hob entsetzt die Hände und bedeckte damit ihr Gesicht, ohne sich auch nur einen Zentimeter vom Fleck zu bewegen.

„Hau ab!“, brüllte eine Stimme und dann ertönte der Knall.

Einfach weg

Die Explosion wurde ausgelöst, wie es abzusehen gewesen war. Ein Trommelfelle zerreißen Donner und eine Explosion, die alles im Umkreis einiger Meter in die Luft riss. William starrte über die verbeulte Motorhaube hinweg und wollte sich nicht ausmalen, was aus dem Mädchen geworden war. Natürlich hatte er aus dem Reflex heraus versucht, das Mädchen zur Flucht zu bewegen, doch eine wirkliche Chance hatte sie nie gehabt.

Sergeant Daniels wusste, dass es immer wieder unerfreuliche Ereignisse geben würde, die sein Leben kreuzten. Nur war das hier nun wirklich unnötig gewesen. Nachdem er sich zurück in die Deckung geworfen hatte, musste er verdauen, was nun geschehen war, und er lehnte sich mit dem Rücken gegen einen

alten, blechernen Mülleimer, der fest verankert am Rande der Straße hinter dem ramponierten, parkenden Auto stand. Seine Männer taten es ihm instinktiv gleich und warfen sich in die Deckung zurück. Keiner von ihnen war dumm genug zu riskieren, dass sich die Splitter der Explosion mit Höchstgeschwindigkeit in sein Gesicht bohrten. Die Splitter würden über sie hinweg und gegen ihre zufällige Barrikade schmettern. Doch nichts dergleichen geschah. Erschrocken zuckten sie ein weiteres Mal zusammen, als die Häuserfronten zu ihrer Rechten zu vibrieren begannen und die wenigen übrig gebliebenen Schaufenster im Erdgeschoss und die angesengten Fensterrahmen von den Granatsplittern zerbrochen wurden.

William konnte das Phänomen im Gegensatz zu seinen Brüdern direkt mit ansehen. Er starrte in die Explosion, die sich vor ihm ereignet hatte, und sah, wie diese sich nicht gleichmäßig auswirkte. Er sah, wie der Schutt, die Druckwelle und das Geröll wie aus einer Kanone geblasen in Richtung der Häuser schlugen, um die sowieso bereits zerstörten Fassaden weiter zu zerlegen. Die Schaufenster zerbrachen ins Innere der sich dahinter befindlichen Räumlichkeiten. William war sich nicht

sicher, ob er das wirklich gesehen hatte, denn kurz darauf riss sein Bruder Bret ihn zurück hinter die sichere Barrikade.

„Bist du irre?“, brüllte ihm Bret mit so einer Wut ins Gesicht, dass sich Spritzer von Speichel auf Williams Wangen niederließen. William wusste es nicht. Er blinzelte ein paar Mal und starrte dann seinem Bruder ins Gesicht, ohne etwas zu antworten. Er hatte etwas Seltsames gespürt und sein ganzer Körper zitterte. Vielleicht bildete er es sich auch nur ein, denn eine Explosion aus so geringer Entfernung würde ja sicherlich nicht spurlos an einem vorübergehen. Besonders, wenn man vor lauter Neugier seine Nase beinahe hineinsteckte. Hinter seinem Bruder konnte er das kalte Gesicht von Stephen schemenhaft erkennen. Keine Sorge, keine Wut. In Stephens Gesicht war wie immer nichts zu lesen. Verschwommen konnte William sehen, wie sich Bret sein Gewehr griff und daran machte, die Situation zu überblicken.

Daniels blickte zu seinen wartenden Männern hinüber und gab ihnen mit einem Handzeichen zu verstehen, dass es keine Zeit zu verschwenden gab. Die Marines nickten sich zu und geschickt balancierten sie die Waffen wieder in Anschlag und richteten sie auf das offene Feld, wo sie als Überreste des

Mädchens nichts weiter als ein paar rote Flecken und Fetzen erwarteten. Keine der beiden Parteien konnte auch nur einen Schuss abgeben. Auch als sie ihrem Feindbild in die Augen blickten, war es keinem möglich, den Abzug seiner Waffe zu betätigen, als sie sahen, was sich dort vor ihnen befand. Das Mädchen mit den Händen vor den Augen stand noch immer dort. Es stand da, anscheinend noch immer unverletzt. Ihre Kleider waren nicht zerrissen und ihre Haut war nicht aufgerissen. Sie stand da und zitterte, während sie langsam ihre Hände vom Gesicht nahm, um zu begreifen, was um sie herum und vielleicht auch mit ihr geschah.

Sayumi nahm die Hände herunter und blickte zuerst zwischen ihren Fingern hindurch auf eine zerbrochene Reihe ehemaliger Schaufenster. Leichter Rauch quoll aus dem Inneren des Gebäudes hervor. Sayumi kniff die Augen zusammen, um sich an das Licht zu gewöhnen. *Was ist passiert?*, fragte sie sich. Sie erinnerte sich nur noch an die explosive Ananas zu ihren Füßen und dann war alles schwarz geworden.

Sie zitterte, ja, das spürte sie. Sie zitterte so sehr, dass sie Angst hatte, ihre Knie würden jeden Moment einknicken. Sie fühlte

ein Brennen in ihrer Magengegend, das sich wie Sodbrennen in ihr ausbreitete und nach oben ihre Speiseröhre hinaufkroch.

Mit bebenden Lippen sah sie sich um. Sie drehte sich nach links und starrte in eine Reihe von verdutzten Gesichtern. Gesichter von Männern. Männer, die Waffen hielten und auf sie richteten. Nein, nicht auf sie. Bedächtig drehte sie sich um und blickte in noch mehr erstaunte Gesichter. Dieses Mal waren es die behelmteten Gesichter von Soldaten, die es offenbar auf die Männer zu ihrer anderen Seite abgesehen hatten. Doch etwas war passiert, das ihnen die Sprache und den Abzugsfinger verschlagen hatte. *War sie es? War sie noch da? War sie tot?* War das der letzte Augenblick, den sie vor ihrem Tod erlebt hatte, und nun konnte sie sich als Geist von dem Ort entfernen, an dem man sie aus dem Leben gerissen hatte? Nein, nein, sie war sich ganz absolut zu einhundert Prozent sicher: Sie war nicht tot. Dennoch hätte sie es sein müssen. Das dachten wohl auch die Männer um sie herum. Aber sie war es nicht. Konnte sie einen Schritt wagen? Was wäre, wenn sie einfach davongehen würde? Würden sie sie ziehen lassen? Oder sie kaltblütig von hinten erschießen?

Sayumi wurde keine Zeit gelassen, ihre Gedanken zu Ende zu führen, als eine kräftige Männerstimme von ihrer rechten Seite her zu ihr herüber brüllte.

„Schnell, kommen Sie hier herüber! Dort ist es zu gefährlich!“, rief Sergeant Daniels mit der ganzen Kraft, die seine Lungen hergaben.

Sie wandte sich in seine Richtung und auch durch die staubige Luft hindurch und über die Entfernung von sicherlich zwanzig Metern konnte er die tiefbraunen Augen des Mädchens erkennen, das ihn verunsichert ansah. Die Haare des Mädchens waren lang, schwarz und schmutzig. Ihre Augen waren mandelförmig und groß.

„Schnell!“, wiederholte der Soldat, den Sayumi nicht sehen konnte.

„Tu es nicht!“

Erschrocken drehte Sayumi sich in die entgegengesetzte Richtung, um zu sehen, woher die zweite Stimme kam, die nach ihr rief.

„Die sind gefährlich. Komm hier herüber, Mädchen!“

Bret hoffte, dass das Mädchen auf ihn hören würde, und darauf, dass die Marines sie gehen lassen würden. Es würde ihnen Zeit verschaffen, bis ihre Verstärkung eintraf. Noch waren die Soldaten, die die Regierung gegen sie geschickt hatte, in der Überzahl, doch Bret und Stephen waren sich sicher, dass ihre vorhandenen Ressourcen stark begrenzt waren. Der verfluchte Marine, so nannte ihn Stephen insgeheim, versuchte weiter, das Mädchen zu sich zu rufen.

„Kindchen, wir sind hier, um dich zu retten – um euch alle hier herauszuholen.“ Daniels fuhr fort: „Das sind brutale Terroristen, die keine Skrupel davor haben, Menschenleben für ihre eigenen Zwecke zu opfern.“

Bei dem Wort *Terroristen* wurde William schwindelig. Stephen aber ließ sich nicht davon beeindrucken.

„Hör nicht auf sie! Sie wollen uns das nehmen, was nun rechtmäßig uns gehört und ...“

„Nichts gehört euch!“, unterbrach ihn Sergeant Daniels. Er musste sich zusammenreißen, um nicht eine seiner berühmten Predigen zu halten. Zu so etwas war nun gewiss keine Zeit. „Das ist eine angespannte Situation für uns alle, doch Sie können nicht gewinnen. Sie können nur immer mehr unschuldige Menschen mit hineinziehen.“

Sayumi beschloss, sich auf diese Scheiße, die sie nicht verstand, nicht einzulassen, und machte einen vorsichtigen Schritt in Richtung der Straßenseite.

William beugte sich leicht zur Seite und blickte vorsichtig zwischen zwei dicht mit den Stoßstangen aneinander stehenden Fahrzeugen hindurch. Er sah als Einziger, wie das junge Mädchen einen Fuß vor den anderen setzte und zwischen den sich gegenseitig anschreienden Parteien versuchte, das Weite zu suchen. Sein Herz pochte noch immer und die statisch aufgeladene Luft, so konnte er sehen, hatte nicht nur seine Haare leicht zu Berge stehen lassen. Alle seine Kameraden, Stephen, Bret und die ganzen namenlosen Gefolgsleute, die

ihnen ach so blind und übermütig jedes Wort einer neuen Welt, einer Revolution, abkauften, sahen beinahe so aus wie aus einem überzeichneten Comic-Skript. Ein Comic, in dem sich die Protagonisten aufs Äußerste erschrocken hatten.

Sicher waren sie alle angespannt, aber das war etwas anderes. Als sich die Explosion um das Mädchen ereignet hatte – sie ging nun noch einen weiteren Schritt –, hatte es sich angefühlt, als würde er sich im Inneren eines Trafos aufhalten. Nein, genauer gesagt, als wäre er ein fester Bestandteil des Trafos gewesen.

„Ihr werdet uns nicht wegnehmen, was wir uns rechtmäßig geholt haben!“ Bret schien allmählich überzuschnappen, so sehr brüllte er sich in seinen Wahn.

Sayumi interessierte sich nicht mehr für das, was um sie herum geschah. Für sie war das alles zu verrückt, einfach zu verdreht. Sie hatte darauf gewartet, Menschen zu treffen. Darauf, nicht mehr alleine zu sein. Doch die, die sie traf, waren verrückt geworden. Sie versuchten, sich gegenseitig umzubringen. Zwar blendete sie das Fluchen und Drohen hinter ihrem Rücken aus, doch fragte sie sich, warum sie plötzlich das Interesse an ihr

verloren hatten. Sie war nur noch ein schleichender und farbloser Wind für sie geworden.

„Legen Sie die Waffen nieder. Es macht doch keinen Sinn, noch mehr Blut fließen zu lassen.“ Daniels hatte wirklich allmählich die Schnauze gestrichen voll. Er wartete eigentlich nur noch darauf, dass einer der Terroristen einen weiteren Schuss abgeben würde. Bis dahin, so hoffte er, hätte das Mädchen seinen Verstand mit Klarheit gefüllt und war zu ihm herübergekommen. Er konnte sehen, wie das fremde Mädchen mit vor sich streng verschränkten Armen gebeugt und zitternd die Straße verließ.

William hoffte in seiner Unruhe, dass das Kind einfach verschwinden würde. Stephen und Bret hatten so schnell das Interesse an ihr verloren, wie sie es gewonnen hatten, und nun betete er zu irgendwem, dass das Mädchen die Beine in die Hand nehmen und aus dieser Hölle so schnell wie möglich verschwinden würde.

Stephen blickte um sich und sah, wie seine Kameraden auf den Befehl zum Feuern warteten. Wie sie nach unten geduckt mit den Waffen in der Hand dahockten und nervös den Finger am Abzug zittern ließen. William machte ihm ein wenig Sorgen. Offenbar galt seine Aufmerksamkeit einzig dem Mädchen, das von der Straße zu verschwinden versuchte. Natürlich war Stephen selbst kein Monster, so dachte er, und er hoffte, dass sich die Fremde entweder zu ihnen hinüber begab oder aber einfach verschwand. So schnell verschwand, wie sie gekommen war.

Ein Gutes hatte diese Verzögerung. Stephen wartete auf Verstärkung, auf circa sechzig Mann, die vor einer Stunde in Richtung des einzigen Gebäudes unterwegs gewesen waren, das noch beinahe unversehrt über der Stadt thronte: Das Firmengebäude der Cyrene Corporation.

Sayumi erreichte die zerbrochenen Schaufenster und der Rauch, der aus ihnen heraustrat, reizte ihre Augen und Atemwege. Sie kniff die Augen zusammen, und als sie blind hinter sich hörte, wie eine ihr unbekannte Stimme „Runter auf den Boden mit dir, Kindchen!“ brüllte, machte sie einen Satz und hechtete beinahe rücksichtslos über die scharfen

Glaskanten hinweg, die sich im Rahmen des Fensters befanden. Sayumi schaffte es, sich auf dem harten und kantigen Boden abzurollen, ohne sich zu verletzen.

Ein einzelner Schuss ertönte und ein verschluckter Schmerzensschrei erklang von außerhalb des halbdunklen Gebäudes. Sergeant Daniels sah erschrocken, wie neben ihm einer seiner Männer nach einem Kopfschuss zusammenbrach.

Stephen grinste seine Kameraden Bret und William hämisch an, nachdem er mit einem gezielten Schuss einem der Soldaten das Lebenslicht ausgeblasen und so das andauernde Beschimpfen und Brüllen zwischen Bret und dem Marine abrupt zum Verstummen gebracht hatte. Wie nach einem Startschuss – was es in gewisser Weise auch gewesen war – begann das eindringliche Gewehrfeuer von Neuem und dieses Mal sollte es nicht ohne Blutvergießen vonstattengehen.

Für einen Moment blieb Sayumi still am Boden liegen und blickte hinauf durch das offen klaffende und vernebelte

Fenster. Die Luft zitterte über ihr und dann vernahm sie einen weiteren schmerzverzerrten Schrei.

Getroffen ..., dachte Sayumi und zwang sich wieder zurück auf die Beine.

„Ich muss hier weg. Ich muss hier einfach raus, verfluchte Scheiße“, sagte sie mit schwacher Stimme zu sich selbst.

Sayumi hastete geduckt weiter in das Innere des zertrümmerten Geschäftes, in dem wohl zu besseren Zeiten einmal Kleidung verkauft worden war. *Es muss einen Hintereingang geben*, sagte Sayumi überzeugt zu sich selbst. Alle Geschäfte hatten doch so etwas. Das Feuern und Schreien der Männer, die sich gegenseitig abschlachten wollten, wurde dumpfer, aber auch ausfüllender. Es war, als würde plötzlich die dreifache Menge an Kugeln verfeuert werden. Sayumi war froh, sich auf keine Seite gestellt zu haben.

Geplündert

„Winterschlussverkauf“, konnte Sayumi auf dem großen Banner lesen, das die Wand über einer Reihe von leergeräumten Regalen schmückte. Die Buchstaben mussten leuchtend rot oder ähnlich gewesen sein, doch im schattigen

Licht konnte Sayumi es nicht genau erkennen. Sie hatte den Raum, der zur Straße hin offen war, durch eine unverschlossene Tür ins Ladeninnere verlassen können und nun befand sie sich, begleitet vom dumpfen Dröhnen der Waffen, in etwas, das einmal ein großes Geschäft gewesen sein musste. Kleider wurden hier verkauft, dachte Sayumi, als sie die umgerissenen Kleiderständer auf dem Boden sah. Vereinzelt konnte sie Hosen, Jacken und anderes ausmachen, was zurückgelassen worden war.

Die Menschen mussten angefangen haben, die Geschäfte zu plündern. Und natürlich waren bei der Ungewissheit über die nächtlichen Frühlingstemperaturen prall gefüllte Läden mit Winterkleidung das Beste, was ihnen passieren konnte. Wer konnte den Menschen das verübeln? Sie wollten doch überleben.

Sayumi fragte sich, ob eine der kämpfenden Fraktionen sich all die Sachen angeeignet hatte. Außerdem fragte sie sich, ob es auch noch Menschen gab, die versuchten, friedlich um ihr Überleben zu kämpfen. Die hoffend auf Hilfe von außen warteten.

Sayumis rechter Fuß verfiel sich in einem großen und langen Stück Stoff. Ein Vorhang, so machte es für sie den Eindruck.

Zu ihrer Linken waren die Regale, auf denen einmal Schuhe gestanden hatten, von den Wänden gerissen worden und lagen zerbrochen am Boden. Vorsichtig befreite sie mit leicht kreisenden Bewegungen ihren Fuß aus dem um ihren Knöchel gewickelten Anhängsel. Sayumi müsste wohl lügen, würde sie in Zukunft jemandem erzählen, sie hätte nicht selbst Ausschau nach brauchbaren Dingen gehalten. Trotz der Gefahr, die hinter zwei Wänden draußen auf der Straße auf sie lauerte, waren die Neugier und zugleich die Gier einfach zu groß, als dass sie etwas für sie Praktisches übersehen wollte. Vielleicht fand sie eine Jacke, die ihr die noch bevorstehenden Nächte angenehmer machen würde. Auch jetzt war ihr ein wenig kühl an ihrem Hals und ihrer freiliegenden Schulter, sodass sie abermals vergeblich versuchte, mit dem zu großen Pulli gleichzeitig beide Schultern bedeckt zu halten.

Das Donnern schien sich auf der Straße zu verschieben. Eine Seite, so hatte es den Anschein, war dabei, die Überhand zu gewinnen. Sayumi interessierte sich nicht unbedingt für den Ausgang der Schlacht, doch das Wissen, dass sie sich von ihr entfernten, gab ihr die Hoffnung, nicht verfolgt zu werden und verschwinden zu können.

Sayumi sah sich nach einer weiteren Tür um. Doch fiel es ihr nicht leicht, ihre brennenden Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen. Immer wieder lief ihr eine bittere Träne die Wange herab und immer wieder musste sie die Augenlider fest zupressen, um ihre trockenen Augen ein wenig zu schonen. Sayumi zuckte zusammen, als sie mit ihrer rechten Hand gegen einen verbogenen Einkaufswagen stieß und dieser scheppernd über den schmutzigen Boden rollte, wobei er immer wieder gegen die unterschiedlichsten Dinge stieß, die von den Regalen herunter zu Boden geworfen wurden. Sayumis Herz blieb für einen Moment stehen und sie fragte sich, wann es das letzte Mal sein würde, dass sie ihrem Herz so einen Schrecken einjagte, wann es für immer aufhören würde zu schlagen.

Sie beruhigte sich dennoch schnell, als sie sah, wie der kleine Einkaufswagen im Halbdunkel über den Boden schlitterte. Sayu erkannte den Umriss einer geschlossenen Tür nur wenige Meter entfernt zu ihrer Linken. Sie hoffte, dass sie nicht verschlossen war und sie ihr den Weg nach hinten hinaus freigeben würde. Sayumi stolperte durch das dunkle, leerstehende Geschäft und schaffte es in letzter Sekunde, mit ihrem Kopf nach rechts auszuweichen, um nicht gegen eine von der Decke herabhängende, halb abgerissene Leuchtstofflampe zu stoßen.

„Verdammt“, fluchte Sayumi und eilte weiter in Richtung der Tür.

Als sie es beinahe blind schaffte, fast schon zielgenau, den kalten Türknauf zu fassen, wurde die Tür von ihr weg in den dahinter befindlichen Raum aufgerissen. Sayumi schrie auf, als sie ins Licht hineinstolperte, ohne die Tür mit der Hand loszulassen. Sie wankte umher, verlor das Gleichgewicht und wäre zu Boden gestürzt, hätte sie nicht eine unbekannte Person mit kräftigen Armen aufgefangen und sie so vor weiterem Schmerz bewahrt. Zuerst war Sayumi froh über die haltenden Hände, doch dann überkam sie eine Vorahnung und sie erinnerte sich an das, was vor nicht allzu langer Zeit beinahe zu ihrer Vergewaltigung geführt hätte. Mithilfe ihres aufsteigenden Adrenalins sammelte sie all ihre Kraft und riss sich von den fremden Armen frei.

„Verschwinden Sie!“, brüllte sie und wirbelte umher, bis sie mit dem Rücken an die Wand hinter sich stieß.

Sayumi blickte auf eine schwarze Gestalt. Eine Gestalt, gekleidet in etwas wie eine dunkle, vermutlich schwarze Robe. Diese Gestalt drückte sanft die Tür, durch die Sayu eben geflogen war, wieder zurück ins Schloss und richtete dann ihren Blick in Sayumis Richtung. Ein Mann mit kurz

geschorenen Haaren schaute sie an, während er seine Hände aneinander klopfend von Staub und Schmutz befreite. Sayumi musterte ihn von oben bis unten und dachte, dass er aussah wie aus einem schlechten Film, in dem es wieder einmal um irgendwelche Sekten und Schwarze Magie ging. Er trug etwas um den Hals. Eine lange Kette mit ...

Sayumi musste etwas genauer hinsehen und die Augen zusammenkneifen, bevor sie das Kreuz an seiner langen Kette erkennen konnte. Der Mann, der ihren Sturz gedämpft hatte, schaute sie nun geduldig an. Er hatte wohl genug Zeit, sich von dem Mädchen mustern zu lassen.

Sayu war alles andere als ein gläubiger Mensch und die Gedanken, die sie gehabt hatte, als sie am Rande von Fairport in die kleine Vorstadtsiedlung getreten war, waren ihr nun beinahe unangenehm. Sie hatte so über eine übernatürliche Macht geflucht, sie verhasst in ihren Gedanken angeschrien, *und nun?* Nun war sie froh, eben so einen zu treffen, der daran glaubte. Wenn nun jemand für sie da sein würde, dann konnte es doch nur ein Priester sein. Priester, Pastor, was auch immer. Sayumi waren die Bezeichnungen nicht geläufig.

„Bist du in Ordnung, mein Kind?“, fragte der Priester ihr gegenüber mit einer ruhigen Stimme. Sie wirkte nicht gespielt

freundlich, sie wirkte einfach normal. Ja, *normal* war wohl die Bezeichnung, die Sayumi für diese Stimme hatte.

„Ja.“ Sayumi verschluckte beinahe den Vokal und nickte, um ihre Antwort zu unterstreichen. Eine Explosion erschütterte die Luft und feiner Staub rieselte von der Decke herab. Die Wände zitterten und die verschlossene Tür vibrierte im Rahmen.

„Ich weiß, mein Kind, du hast keinen Grund mir zu vertrauen. Aber bitte, komm mit mir. Hier ist es zu gefährlich.“

Er hat recht, dachte Sayumi. Sie hatte wirklich keinen Grund, ihm zu vertrauen. Aber vielleicht, vielleicht ging es gar nicht darum. Vielleicht war es nun wirklich an der Zeit, sich etwas anzuvertrauen, das nicht menschlich war.

Sayumi schaute auf die verschlossene Tür zu ihrer Linken. Sie blickte durch grell leuchtende, beschlagene, jedoch unversehrte Fensterscheiben zu ihrer Rechten. Und auf die halb offene Tür, durch die hindurch kühle und saubere Luft in den stickigen Raum hineintrat. Der Priester, wie Sayumi ihn einfach nur für sich selbst nannte, schaute sie abwartend an, doch auch in seinen Augen machte sich leichte Nervosität breit. Kein Wunder bei dem, was auf der anderen Seite geschah. Gerade wollte er noch etwas sagen, sie noch einmal eindringlich

fragen, da gab Sayumi ihm die Antwort auf die vorhergehende Frage:

„Lass uns gehen“, sagte sie leise und eilte hastig an dem Mann in schwarzer Robe vorbei durch die offene Tür ins Freie. Der Priester folgte ihr und zog hinter sich die Tür wieder zu.

Was für eine Sorgfalt ..., sagte Sayumi zu sich selbst, während sie sich zu ihm umdrehte. „Wohin gehen wir?“

„Dorthin, wo es sicher ist, mein Kind.“

Auch wenn es für Sayumi schwer zu glauben war, so war dies die einzige Chance, die sie hatte. Sie musste immer und immer wieder Chancen ergreifen. Sich von einem wackeligen Ast zum nächsten hangeln, bis sie irgendwann wieder festen und vertrauten Boden unter ihren Füßen hatte.

„Dort entlang. Wichtig ist: erst einmal weg von hier.“

Der Priester zeigte die Straße hinauf und Sayumi folgte seinem Blick. Dann ging er schnellen Schrittes auf die gegenüberliegende Straßenseite, während Sayumi seinem Beispiel folgte. Während sie den Schlachtenlärm hinter sich ließen und in Richtung des angeblich sicheren Ortes marschierten, ertappte sich Sayumi immer wieder dabei, wie sie in den Himmel blickte und sich fragte, ob dort oben nicht

doch etwas auf sie achtgab. Vielleicht nicht so allmächtig, wie manche behaupteten. Vielleicht auch ein wenig desinteressiert, was die Geschehnisse auf der Erde anging. Aber wenn er/sie/es einen Vorgang oder ein Schicksal interessant genug fand oder zu grausam, dann mischte er/sie/es sich einfach ein und gab den Menschen kleine Zeichen oder Wegweiser, um überhaupt einen Weg zu gehen. Denn Wege mussten zuerst gegangen werden, bevor sie existierten. Sayumi fragte sich, von wem dieser Satz war oder wie das originale Zitat lautete, als der Priester, dessen schnellem Schritt sie kaum folgen konnte, ihr eine Frage stellte:

„Wie heißt du, mein Kind?“

Im Dunkeln

Ich habe es gehört. Ich habe gehört, wie alles über mir zusammenbrach. Ich habe gehört, wie die Menschen schreiend zugrunde gingen. Ich spürte, wie das schmutzige, schlammige Wasser um mich herum zu dampfen begann und ich unter Schmerzen, wie ich sie mir niemals hatte vorstellen können, eine Anhöhe suchte, um aus der kochenden Flut aus Wasser, Dreck und Scheiße zu entkommen. Ich weiß nicht mehr genau,

wie ich das Bewusstsein zurückerlangt hatte. Ich weiß nur, dass der Gestank von verdampfenden Exkrementen mich beinahe wieder ohnmächtig werden ließ. Dann, mit einem Mal, war es vorbei. Die Luft kühlte sich so schnell ab, wie sie sich erhitzt hatte. Der Wind über den Luken über mir flaute ab und zurück blieb nur das immer wieder aufkommende Getöse, so als wenn etwas zusammenbrechen würde.

Mir ist nicht ganz klar, wie es passiert ist, aber ich weiß, was passiert ist. Die Menschen sind tot, scheiße, die sind alle tot – meine Freunde, meine Familie. Oh Gott, was ist aus meiner Familie geworden? Es wäre utopisch zu glauben, sie hätten überlebt. Die Vorstellung, sie leiden zu sehen, ruft Übelkeit in mir hervor. Warum konnte ich nicht bei ihnen sein? Mom, Dad. Warum musste das alles passieren?

Ein stechender Schmerz zieht durch mein Bein, das – glaube ich – gebrochen ist. Er zieht durch die Nerven bis in meinen Kopf und gibt auch dort einen hämmernden Schmerz frei. Es fällt mir nicht leicht, bei vollem Bewusstsein zu bleiben. Ich muss jedoch. Ich habe keine Lust, von Ratten angefressen zu werden oder im tiefen Schlaf in der Kloake hier unten zu ertrinken. Ich habe Hunger, ich habe Durst und ich will eine Dusche. Doch vor allem, vor allem habe ich Angst. Angst

davor, dass mein Bein nicht anständig verheilen könnte. Mir ist kalt, meine Kleider sind vollständig durchnässt. Meine Schuhe habe ich beide verloren, und meine Tasche? WO ist meine Tasche? Ich versuche, meine Erinnerungen zu sammeln. Was ist geschehen?

Silencia ... Der kleine Club, wo ich mich mit Sayumi zusammen versteckt hatte. Das Licht, diese seltsamen Nüsse. Ich musste lächeln, als Sayumi mit ihrer Nuss gekämpft hat. Doch mein Lächeln verschwand, als ich las, was auf dem Zettel geschrieben stand.

„Du wirst loslassen, was dir wichtig ist“, oder so ähnlich.

Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, doch sinngemäß muss es das gewesen sein. Und so verrückt es war, ich folgte der Anweisung auf diesem kleinen Zettel. Ich löste mich von Sayumi, die versucht hatte, mich zu retten. Ich kann ihre Augen nicht vergessen. Ihre Augen in den Sekunden, in denen sie sich einige Meter von mir entfernte, bevor ich hart schmerzhaft in das Wasser der Kanalisation stürzte. Das Wasser lief mir in die Nase, in den Mund und die Ohren, doch hörte ich sie, als wäre sie direkt neben mir. Sie sagte, ich bekäme meine Tasche zurück ...

Es klang so laut und deutlich, so fest entschlossen und aufrichtig. Ich weiß, dass ich sie zurückbekommen werde. Sayumi hat mich noch niemals enttäuscht.

Sayu, bitte sei noch am Leben.

Sayumi ... Bitte finde mich.